

## In Zusammenarbeit mit der Karl Graf Spreti Stiftung

# Kuba im Umbruch?

Wie sieht es um die Zukunft Kubas aus? Diese Frage stand im Mittelpunkt der gemeinsamen Veranstaltung der Katholischen Akademie in Bayern und der Karl Graf Spreti Stiftung am 8. Juni 2018 mit dem Titel „Kuba im

Umbruch?“. Über die politische, ökonomische, gesellschaftliche, aber auch religiöse Entwicklung dieses kleinen Karibikstaates im Schatten der großen USA referierten ausgesuchte Experten.

## „Im Zentrum des Wirbelsturms“. Karl Graf von Spreti als deutscher Botschafter auf Kuba (1960 – 1963)

Jörg Zedler

Der Namensgeber des Karl Graf Spreti-Symposiums war zwischen 1960 und 1963 deutscher Botschafter in Havanna. Dies war der Ausgangspunkt, das Symposium – das bereits zum siebten Mal von der Katholischen Akademie in Bayern und der Karl Graf Spreti-Stiftung gemeinsam durchgeführt wurde – im Jahr 2018 dem Thema Kuba zu widmen und nach Strukturen des Wandels in den letzten Jahren und Jahrzehnten zu fragen.

Der als Hexenjäger völlig unverdächtige französische Philosoph und Schriftsteller Jean Paul Sartre notierte nach einem Besuch Kubas 1960 mit dem ihm eigenen Spott: „If the United States didn't exist, the Cuban revolution would invent it.“ Offensichtlich hatte er den Anti-Amerikanismus als ein prägendes Moment empfunden, und tatsächlich war der Hass auf den großen Nachbarn ein einendes Band der Revolution. Das ist nicht weiter verwunderlich, wenn sogar der US-Senat feststellte, dass „vor Castros Machtübernahme [...] die Vereinigten Staaten einen so überragenden Einfluss in Kuba [hatten], dass der nordamerikanische Botschafter der zweitwichtigste Mann im Lande war – manchmal sogar wichtiger als der Präsident.“

Auch der 1960 auf die Insel entsandte deutsche Botschafter Karl Graf von Spreti hatte die Wechselwirkung zwischen der (früheren) US-Politik und der Revolution frühzeitig registriert: Der umfassende und oft rücksichtslose Einfluss der USA auf politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen in Kuba habe, so Spreti gegenüber dem Auswärtigen Amt, einen Anti-Amerikanismus entstehen lassen, der den Kommunismus nur umso attraktiver erscheinen lasse.



Dr. Jörg Zedler, Wiss. Assistent am Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte der Universität Regensburg

### I.

Um Spretis Einschätzung zu verstehen, gilt es chronologisch einen Schritt zurückzugehen: Wie die meisten lateinamerikanischen Staaten, so war auch Kuba zu Beginn der 1950er Jahre diktatorisch regiert, und wie fast überall, so formierte sich auch hier eine Widerstandsbewegung gegen dieses Regime. Sieht man von dem misslungenen Angriff Fidel Castros auf die Moncada-Kaserne von 1953 ab, begann die Revolution im November 1958. Sie hatte in erster Linie politische Ziele, hinter

denen die sozialen zurücktraten. So galt es primär, die ökonomische und politische Abhängigkeit von den USA zu durchbrechen – besaßen im Revolutionsjahr US-Konzerne doch sage und schreibe 47,7% der kubanischen Zuckerrohrplantagen, kontrollierten 36% der Ländereien, je 90% des Bergbaus und der Telefon- und Elektrizitätsgesellschaften, 66% der Raffinerien, 50% der öffentlichen Eisenbahnen, 30% der Banken und 20% der Versicherungen. Das Ende dieser Dominanz sollte, so die Überlegung der Revolutionäre, in einem zweiten Schritt die Voraussetzung bieten, um die enorme Kluft zwischen arm und reich zu verringern.

Im lateinamerikanischen Vergleich fiel der durchschnittliche Lebensstandard der Insel freilich immer noch günstig aus. Eine aufrührerische Stimmung wurde daher weniger von unterprivilegierten Massen als vielmehr von jungen Intellektuellen getragen, deren Anführer Fidel Castro war. Mit nur wenigen hundert Guerillakämpfern gelang es der Gruppe um die Brüder Fidel und Raúl sowie Ernesto Guevara, die Regierungstruppen 1958 mehrfach vernichtend zu schlagen. In der Silvesternacht dieses Jahres musste der bisherige Militärmachthaber Fulgencio Batista schließlich von der Insel flüchten. Damit hatte der Aufstand zwar die Diktatur gestürzt, die soziale Struktur der Insel aber noch lange nicht gewandelt. Erst im Lauf der darauffolgenden Jahre sollte das politische und ökonomische System nachhaltig verändert werden – mit Spreti als Augenzeugen.

Anfangs wollten sich die Revolutionäre weder zu einem Satelliten Moskaus machen lassen noch dessen System unreflektiert adaptieren, obwohl viele der Maßnahmen im Agrar- und Industriebereich aus der Sowjetunion der 1940er Jahre entlehnt waren. Dennoch: Das kubanische Programm war weniger radikal als vor allem antiimperialistisch und auf sozialen Ausgleich bedacht. So führte Castro 1959 zwar eine Agrarreform durch, die bis 1963 jedoch privaten Grundbesitz bis 400 Hektar, in Ausnahmefällen sogar bis über 1300 Hektar zuließ. Das enteignete Land wurde entweder in Form kolchoseähnlicher Betriebe verwaltet oder von einem staatlichen Institut an Klein- und Kleinstbauern weitergegeben. Privateigentum an Grund und Boden wurde also nicht grundsätzlich aufgehoben, sondern zugunsten der ärmsten Bauern umverteilt, zumal bis 1961 nur 27% des verteilten Landes aufgrund des Agrarreformgesetzes vorher enteignet worden waren. Liest man in den Berichten der damaligen Diplomaten, ist schon auffällig, dass auch sie sich nicht einig sind, ob man in Castro schon zu Beginn der Revolution einen Sozialisten – und wenn ja: ob sowjetischer Provenienz – sehen müsse oder nicht. Auch in der Forschung findet sich diese wie jene Meinung. Spreti selbst war der Ansicht, dass erst Mitte 1960 die unzweifelhafte „Schwenkung in Richtung der östlichen Länder“ stattgefunden habe.

### II.

Tatsächlich hatte Havanna aus Enttäuschung über die Haltung der blockfreien Staaten zu diesem Zeitpunkt diplomatische Beziehungen zu den Ländern des Warschauer Pakts aufgenommen und trieb seine politische und wirtschaftliche Annäherung an die UdSSR voran. Als diese weit günstigeres Öl nach Kuba lieferte, als der Weltmarkt es hergab, weigerten sich die nordamerikanischen Raffinerien auf der Insel, das russische Öl zu verarbeiten – und wurden daraufhin kurzerhand verstaatlicht. Als Antwort verhängte Präsident Eisenhower im Oktober 1960 ein Handels-

embargo und berief seinen Botschafter nach Washington zurück. Im Januar des darauffolgenden Jahres wurden die Beziehungen auch offiziell abgebrochen (und sollten erst unter Barack Obama wieder aufgenommen werden), was die Sozialisierung der noch in Privathand verbliebenen US-Betriebe auf Kuba nach sich zog. Fortan waren die Vereinigten Staaten von Amerika ohne diplomatische Vertretung auf der Antilleninsel und deswegen nicht zuletzt auf die Informationen ihrer Verbündeten angewiesen. Wenig später hat der bis 1959 amtierende US-Botschafter in Havanna, Earl Smith, in seinen Memoiren eingeräumt, dass Washington über keinerlei schlüssige Strategie für Kuba verfügt habe und kritisierte die Planlosigkeit amerikanischer Außenpolitik scharf: „Einen Diktator durch einen anderen zu ersetzen, führt nicht zu Demokratie. Wenn es die Politik der Vereinigten Staaten ist, einen Diktator in der Hoffnung zu stürzen, dass automatisch Demokratie folgen werde, müssen die Vereinigten Staaten meines Erachtens darauf vorbereitet sein, jegliche Schritte zu unternehmen, um Recht und Ordnung zu erhalten und Chaos während einer Übergangszeit zu verhindern – einer Übergangszeit, die sehr lange andauern kann.“

Vorerst war die Reaktion der US-Administration, Exilkubaner zu einer Landung zu ermutigen und auszurüsten. Das als Invasion an der Schweinebucht bekannt gewordene Unternehmen vom 17. April 1961 war seit langem – je nach politischer Präferenz – erhofft oder befürchtet worden: „Aus kubanischen Kreisen“, so Spreti gegenüber dem Ministerium, „erfahre ich, dass in antirevolutionären Kreisen man mit einer Invasion in einigen Monaten rechnet, wobei mir [...] nicht mitgeteilt wurde, durch wen oder woher.“ Wochen später informierte er das Auswärtige Amt dann, dass Kräfte aus Miami dahinter stecken würden, nicht ohne den Dilettantismus des Handelns zu kritisieren: „Von der Landung ist wirklich nichts zu sehen, keine Waffe, kein Panzer, kein ausgebranntes Fahrzeug und wenn ich an unsere Kriegsschauplätze denke [...], dann fragt man sich, wo eigentlich gekämpft wurde. Haben die Cubaner alles weggeschafft, um die Spuren dieser nicht stattgefundenen Schlacht zu verwischen? Andererseits fragt man sich, wie man überhaupt an dieser Stelle hat landen können. Jeder von uns weiß, dass man die Hauptstraße beherrschen muss, dass aber in der Tarnung vormarschiert wird. Hingegen sind die Landungstruppen scheinbar [...] ohne Artillerie und Schiffskanonen auf der Hauptstraße entlang marschiert und liefen wahrscheinlich direkt ins Feuer.“

Der Putschversuch nutzte letztlich nur demjenigen, dessen Herrschaft er hätte beseitigen sollen: Fidel Castro jedenfalls entledigte sich daraufhin seiner verbliebenen Gegner – „real and imagined“, wie Clifford Staton in seiner History of Cuba anmerkt – und nutzte fortan den Antiamerikanismus mehr denn je als Legitimation seiner Politik.

Hatte er in den ersten Monaten seiner Herrschaft versucht, auf moderate Umgestaltung zu setzen, wurden nunmehr tiefgehende Veränderungen initiiert, die erkennbar diktatorische Züge trugen und das System zunehmend zu einem marxistischen machten: Führende Leute des alten Regimes wurden kurzerhand zu „Kriegsverbrechern“ erklärt und erschossen. Im zweiten Halbjahr 1960 setzte für in- und ausländische Betriebe eine Sozialisierungswelle ein: Banken, Raffinerien, Elektrizitäts- und Telefongesellschaft, Textil-, Tabak-, Zement-, Eisen- oder Zuckerwerke wurden – meist ohne Entschädigung – genauso in Staatsbesitz überführt wie



Foto: Karl Graf Spreti Stiftung

*Botschafter Karl von Spreti in Havanna mit seiner Frau Ina (re.) und seiner Tochter Gaetana.*

Mietshäuser. Spreti notiert bereits im März 1960 in seinen privaten Aufzeichnungen, dass das Pendel neuerlich in Richtung Revolution ausschlage, während die Entwicklung zuvor eher evolutionärere Züge getragen habe. Zeitgleich mit den planwirtschaftlichen Maßnahmen kam es zu einem personel-

len und ideologischen Kurswechsel in Richtung Sozialismus.

### III.

Nicht zu verwechseln ist die Invasion an der Schweinebucht mit der Kuba-Krise im Jahr darauf, nämlich 1962.



*Heinrich Graf von Spreti, Sohn des Diplomaten, begrüßte im Namen der Stiftung die Teilnehmer am Symposium.*

Gleichwohl hingen beide insofern zusammen, als die UdSSR die misslungene Invasion von 1961 als Chance begriff, Einfluss im karibischen Raum zu gewinnen und das nukleare Ungleichgewicht – im Oktober 1962 hatten die USA ein 17-faches Übergewicht an Atomsprengköpfen – auszugleichen. Nach der Berlin-Krise und empfindlichen Rückschlägen in Vietnam war Moskau der festen Überzeugung, der junge amerikanische Präsident John F. Kennedy sei außerstande, eine Politik der Stärke zu praktizieren. Obwohl der Kreml schlechte Erfahrung mit sozialistischen Regimen, die ohne sowjetische Hilfe zur Macht gelangt waren, gemacht hatte, entschloss sich Chruschtschow zur Stationierung russischer Atomraketen auf der Antilleninsel – hatte sich allerdings, was die Reaktion der USA anging, verspekuliert: diese nämlich erzwangen den ultimativen Abzug der Raketen, verpflichteten sich freilich im Gegenzug in einem Geheimvertrag, das Castrische System nicht weiter zu destabilisieren (und ihrerseits Mittelstreckenraketen aus der Türkei abziehen). Korrekterweise sollte man ohnehin von einer russisch-amerikanischen statt der Kuba-Krise sprechen, diente die Insel selbst doch nur als Abschussort. „In den Tagen des Oktober waren wir viel weniger aufgeregt als die übrige Welt“, schreibt Spreti an seine Angehörigen in Deutschland, „wir waren hier völlig ohne Kenntnis, da wir weder erfuhren, was Mikojan sagte oder erreichte, aber auch nicht, was in New York oder Washington gesprochen wurde. Nicht ein-

mal die Regierung wusste viel, außer was das Radio brachte. Wir waren somit im Zentrum des Wirbelsturmes, wo es immer am ruhigsten ist.“ Das entsprach freilich nicht ganz der Wahrheit, denn die Verbringung tausender sowjetischer Soldaten auf die Insel war der Botschaft – Spreti selbst war zunächst im Urlaub – nicht verborgen geblieben, wenngleich man zunächst, d.h. im Juli 1962, an Unterstützung für Castro im Fall einer innerkubanischen Auseinandersetzung glaubte. Mitte August zeigte sich Spretis Stellvertreter, Konrad Gracher, zwar immer noch vorsichtig („Das Dunkel um die ... Landung größerer Kontingente sowjetischer Staatsangehöriger ... hat sich inzwischen nicht wesentlich gelichtet“), doch die Entladung schweren Geräts ließ bereits den Verdacht keimen, es diene „zum Bau einer sowjetischen (Raketen-?)-Basis in dem durch die Orte Rodrigo – Amaro – Santo Domingo ... begrenzten Dreieck“. Mitte September schließlich versah er seine Meldung, es handle sich um Atomsprenghäupter, nur mehr mit einer Restunsicherheit.

### IV.

Spreti selbst, der die Bundesrepublik Deutschland zwischen 1960 und 1963 als Botschafter auf Kuba vertrat, hinterließ neben seiner diplomatischen Korrespondenz auch zahlreiche Briefe an die Familie. In ihnen stehen vor allem Schilderungen von privaten Ausflügen, Reisen oder Besuchen im Vordergrund, die das Bild seiner Tätigkeit vervollstän-



Foto: Karl Graf Spreti Stiftung

Eine Porträtaufnahme des Botschafters.

digen. Auffällig ist vor allem die Beschreibung zahlreicher Widersprüche: So beschreibt er einerseits ausgiebig die karibische Lebensfreude und den ungeheuren Naturreichtum des Landes: „Der Boden ist so fruchtbar, dass die Tomaten ca. 1,20 m hoch im Januar gepflanzt wurden und man heute schon [Mitte April] erntet und die Leitung rechnet mit zwei Ernten im Jahr“. An-

dererseits verweist er auf ausgesprochen morbide Entwicklungen: wirtschaftliche Ineffizienz und Misswirtschaft, Enteignung, Gewalt. Häuser seien reihenweise aufgegeben worden, weil die Besitzer geflüchtet oder ermordet worden waren. Die Klasse seines Sohnes schrumpfte deshalb von 20 auf einen einzigen Schüler – innerhalb nicht einmal eines Jahres. Die einst prunkvollen Hotels

standen leer und wurden zu Symbolen verfallender Pracht. Bei Empfängen fehlten ihm die Kubaner, weil sie exiliert, verhaftet oder ermordet worden waren.

In den nur drei Jahren seiner Tätigkeit auf Kuba wurde Spreti zum Beobachter grundlegender gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Veränderungen. Dabei war seine eigene Situa-

tion alles andere als gesichert. Die Frage, ob und wenn ja: wann Kuba die DDR anerkennen würde, hing wie ein Damoklesschwert über seiner gesamten Amtszeit auf der Karibikinsel. Bereits wenige Monate nach seiner Ankunft schreibt er: „Die deutsche Frage ist natürlich immer ein schwacher Punkt.“ Und acht Wochen später: „Diese Ungewissheit macht nervös und man kann nichts mehr planen.“ Eine, wie es im Duktus der Zeit hieß, ostzonale Handelsdelegation war bereits auf Kuba, und die Frage ihrer diplomatischen Aufwertung nur eine Frage der Zeit.

Dies aber hätte dem ceterum censeo bundesrepublikanischer Außenpolitik, der Hallstein-Doktrin, widersprochen, wonach ausschließlich die Bundesrepublik, nicht aber die noch in Anführungszeichen geschriebene DDR, Deutschland vertreten dürfe. Eine Aufwertung der Handelsdelegation musste also die Einziehung der diplomatischen Mission Spreti nach sich ziehen. Nur in Parenthese sei erwähnt, dass das Vorbild hierfür kurioserweise die sogenannte Mao-Doktrin war. Von China aufgestellt, gilt sie noch heute und besagt, dass kein

*In den nur drei Jahren seiner Tätigkeit auf Kuba wurde Spreti zum Beobachter grundlegender gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und politischer Veränderungen.*

Land, das Beziehungen mit Peking unterhalte, diese auch mit Taiwan haben dürfe. Walter Hallstein, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, hatte ihre Struktur dann auf Bonn und Ost-Berlin übertragen. Spreti zweifelt übrigens schon 1960 daran, ob eine ausschließlich außen- und sicherheitspolitisch motivierte Betrachtung Kubas unter Ausblendung handelspolitischer Interessen die richtige sei. Immerhin, gibt er zu bedenken, werde die „SBZ“ damit für Castro auch handelspolitisch interessanter werden. Zeithistoriker sind sich heute einig, dass die schleichende völkerrechtliche Etablierung der DDR mittels der Hallstein-Doktrin nicht abzuwenden war – anders als die Theoretiker des Auswärtigen Amtes es damals postulierten. Spreti hatte hierzu im Januar 1962 an den Leiter der Personal- und Verwaltungsabteilung des Auswärtigen Amtes geschrieben: „Was meine Botschaft anbelangt, so ist das Dasein einer ostdeutschen Handelsdelegation ein starker Faktor, der außerordentlich bedrückend empfunden wird, insbesondere da die ostzonale Mission zwar nicht de jure, aber de facto ein Botschafterleben führt. Die Hallstein-Theorie, die hier aufrechterhalten wird, ist schon längst überspielt. Nadelstiche, Angriffe und Demütigungen sind hier das tägliche Brot; sie belasten mich stark und gehen daher nicht spurlos vorüber.“

Insofern dürfte er es – zumindest auch – als Erlösung empfunden haben, als Kuba im Januar 1963 unter dem Druck der Sowjetunion vollständige diplomatische Beziehungen zur DDR aufnahm. Was folgte, war der Abbruch der Beziehungen seitens der Bundesrepublik und das Dekret des Auswärtigen Amtes, Spreti möge innerhalb von 72 Stunden das Land verlassen. Ein abruptes Ende seiner nach Luxemburg zweiten diplomatischen Station. □

# Kubas Weg im 20. und 21. Jahrhundert

Walther L. Bernecker

Das 20. Jahrhundert begann für Kuba mit dem Krieg von 1895-1898, der zur Unabhängigkeit der Karibikinsel von Spanien, gleichzeitig jedoch zu erneuter Abhängigkeit – diesmal von den USA – führte. Die neue politische Struktur ist häufig als abhängige oder neokoloniale Republik bezeichnet worden, wobei wesentliche Elemente der Kolonialgesellschaft in die Republik überführt wurden. Bezeichnenderweise wurde der Friede von Paris im Dezember 1898 nicht zwischen Spanien und Kuba, sondern zwischen Spanien und den USA unterzeichnet. In der US-Politik setzte sich in dieser entscheidenden Phase der neokolonialistische und annexionistische Flügel durch. Den USA gelang es schließlich, dass die kubanische Verfassung von 1901 in Form des Platt-Amendments einen Zusatz erhielt, der den US-Amerikanern das jederzeitige Recht auf Intervention in Kuba einräumte. Damit waren die Beziehungen zwischen den USA und der Karibikinsel auf Jahrzehnte hinaus festgeschrieben. Außerdem sah ein „dauerhafter Vertrag“ von 1903 völkerrechtlich vor, dass der Militärstützpunkt Guantánamo für „immer und ewig“ an die USA fiel.

## I. Kuba als Quasi-Protectorat der USA

Die Erste und die Zweite Republik zwischen 1902 und 1958 lassen sich als ein Quasi-Protectorat der USA bezeichnen, vor allem im Hinblick auf die Beibehaltung und den Ausbau der kolonialen Wirtschafts- und Sozialstrukturen sowie auf die politische Dominanz der Vereinigten Staaten. In dieser Periode griffen die USA immer wieder in die Geschicke des Karibikstaates ein, und häufig genug waren die kubanischen Regierungen durchaus willfährig und ließen diese Eingriffe zu. Schon der erste Präsident des unabhängigen Kuba, Tomás Estrada Palma (1836-1908), wurde mit Unterstützung durch die USA ins Amt eingeführt. Auch spätere Wahlen fanden unter Kontrolle der Okkupationsmacht statt. Die sozioökonomischen Bedingungen und Strukturen veränderten sich in jener Phase nur geringfügig; sie waren geprägt von einer stets stärkeren Durchsetzung des Großgrundbesitzes und der Zucker-Monoproduktion sowie vom Ausbau der Transportinfrastruktur unter Kontrolle zumeist US-amerikanischer Gesellschaften und Banken. Schon während der Präsidentschaft von Mario García Menocal (1913-1921), später noch mehr unter seinen Nachfolgern, kam es zur Durchsetzung der US-amerikanischen Dominanz in der kubanischen Wirtschaft. Die Zuckerproduktion expandierte immer weiter in den Osten der Insel, wo moderne Zuckerverarbeitungsbetriebe und riesige Latifundien entstanden, die häufig von der United Fruit Company kontrolliert wurden.

## II. Zur Vorgeschichte der Revolution

Nach Erlangung der Unabhängigkeit und verschiedenen schweren Auseinandersetzungen um die politisch-soziale Rolle von Weißen, Farbigen und Schwarzen im Staat bildeten sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts klare Machtverhältnisse heraus, die jahrzehntelang andauern sollten: An der Spitze der sozialen Pyramide hielten hohe weiße Offiziere des Unabhängigkeitskrieges,



Prof. Dr. Walther L. Bernecker, Professor em. für Auslandswissenschaft an der Universität Erlangen-Nürnberg

Großgrundbesitzer, weiße zivile Oligarchen und einige wenige Farbige die Macht in ihren Händen. 1933 brach jedoch ein Massenaufstand aus, der sich primär gegen die bestehenden Agrarstrukturen (Dominanz der Zuckerwirtschaft) richtete. Der ehemalige Korporal Fulgencio Batista (1901-1973) nutzte die Gunst der Stunde, ließ das alte Offizierskorps niedermetzeln, bildete sodann einen gemischten Militär- und Sicherheitsapparat, würgte den Aufstand nieder und versuchte, als „starker Mann“ seine Herrschaft durch Reformpolitik zu legitimieren. Batista blieb nach dem Zweiten Weltkrieg, der Kuba viele ökonomische Vorteile brachte, die bestimmende Figur in der kubanischen Politik.

Als 1952 die Gefahr drohte, dass eine linksnationale Parteiformation die Wahlen gewinnen könnte, ergriff Batista mittels eines vom Militär unterstützten Staatsstreichs direkt die Macht. Nach Abschaffung der damals progressiven Verfassung von 1940 regierte er brutal-diktatorisch, während sich die wirtschaftliche Lage der Insel zusehends verschlechterte. Hohe Arbeitslosigkeit, durch Marktstimmung mit den USA hervorgerufene industrielle Fehentwicklung, extrem ungleiche Besitzverhältnisse, nahezu ausschließliche Wirtschaftsabhängigkeit von der Zuckermotokultur und Kontrolle der wichtigsten Wirtschaftssektoren durch US-Kapital riefen massiven Widerstand hervor, auf den das korrupte Regime mit Terror reagierte. Zum Anführer der Widerstandsbewegung wurde der in einer jesuitischen Eliteschule ausgebildete Rechtsanwalt Fidel Castro Ruz (1927-2016), der schon 1953 einen (damals fehlgeschlagenen) Angriff auf die Moncada-Kaserne bei Santiago de Cuba unternommen und deshalb vorübergehend gefangengesetzt worden war. Nach einer Amnestie begab er sich nach Mexiko, wo er – zusammen mit Ernesto „Che“ Guevara (1928-1967) – den Sturz Batistas vorbereitete. Seit 1956 führten die Aufständischen einen Guerillakrieg in der Sierra Maestra, der in der Silvesternacht 1958/1959 mit der Flucht Batistas siegreich beendet werden konnte,

nachdem sich die durch Korruptionsaffären und interne Streitigkeiten geschwächte Armee allmählich zersetzt hatte.

## III. Die Revolution von 1959

Am Vorabend der Revolution war Kuba eine noch junge Nation, in der Traditionen der Zucker-Monowirtschaft und das Erbe der (bis 1886 bestehenden) Sklaverei extreme gesellschaftliche Hierarchisierungen, ein großes Gefälle zwischen Stadt und Land und starken Rassismus hervorgebracht hatten. Die siegreichen *guerrilleros* setzten – unter Leitung des neuen Ministerpräsidenten Fidel Castro – ihr nationalistisch-sozialistisches Programm schnell in die Tat um: ein erstes Agrarreformgesetz legte Höchstgrenzen für landwirtschaftliche Betriebe fest und eliminierte damit praktisch den privaten Großgrundbesitz. Die enteigneten Betriebe wurden z. T. als Kooperative, z. T. als Staatsbetriebe unter Verwaltung der neu geschaffenen Agrarreformbehörde fortgeführt. Unternehmer und Anhänger des gestürzten Regimes, Industrielle und ausländische Konzerne wurden enteignet, Kollaborateure massenhaft hingerichtet. Nach der Verstaatlichung der wichtigsten US-Unternehmen kürzte US-Präsident Dwight Eisenhower drastisch die Abnahme der kubanischen Zuckerquote, was eine empfindliche Reduzierung der kubanischen Deviseneinnahmen beim wichtigsten Exportartikel bedeutete. Kurz danach verhängten die USA ein Handelsembargo auf alle Einfuhren aus Kuba. Die Organisation Amerikanischer Staaten (OAS) verurteilte scharf die radikalen Maßnahmen der neuen kubanischen Führung und schloss den Inselstaat aus der Organisation aus, was im Gegenzug zur Hinwendung Kubas zur Sowjetunion und zum ersten kubanisch-sowjetischen Handels- und Kapitalhilfeabkommen führte.

## IV. Ideologie, Politik und Außenbeziehungen

Bereits Anfang der 1960er Jahre wurden die wichtigsten politisch-ideologischen Grundlagen für die Entwicklung Kubas in den nächsten Jahrzehnten gelegt. In jener Phase entfaltete die Revolution zweifelsohne ein emanzipatorisches Gesellschaftsprojekt, das aber bald in Stagnation und Reformstau mündete. Im Herbst 1960 ließ Castro von einer Million Menschen die „Erklärung von Havanna“ per Akklamation beschließen. Sie enthielt eine Absage an die herkömmlichen Regeln der Demokratie und garantierte den Bauern das Recht auf Land, allen Menschen das Recht auf Arbeit, Zugang zu Bildung und Krankenversorgung, dem Staat wiederum das Recht, große Unternehmen entschädigungslos zu verstaatlichen. Aus der Zustimmung zu diesem Dokument leitete Castro die Legitimität ab, ohne Wahlen zu regieren. Schon Ende 1961 erklärte der Comandante en Jefe Kuba zur Sozialistischen Republik auf der Grundlage des Marxismus-Leninismus, 1965 benannte sich die Vereinigte Partei der Sozialistischen Revolution in Kommunistische Partei Kubas um.

Die Reaktion von Seiten der USA blieb nicht aus. Washington unterstützte eine Invasion antirevolutionärer Exilkubaner, die im April 1961 einen Umsturzversuch unternahm. Diese Schweinebucht-Invasion wurde zum Debakel; innenpolitisch beschleunigte sie die Entwicklung Kubas zum sozialistischen Staat. Weit gravierender war ein Jahr später die „Kubakrise“, die die Welt an den Rand eines Atomkriegs brachte, nachdem die Sowjets auf der Insel eine Raketenbasis errichten ließen, von der aus die USA mit Atomwaffen bedroht

werden konnten. US-Präsident John F. Kennedy ließ sich (trotz anfänglicher Drohungen) nicht von Scharfmachern zu gezielten Luftschlägen gegen Kuba provozieren, sondern verhängte eine Seeblockade, bis die Sowjets in sprichwörtlich letzter Sekunde ihre Offensivwaffen aus Kuba wieder abzogen. Castro wäre offensichtlich das Risiko eines Atomkriegs eingegangen und rügte seinen sowjetischen Verbündeten wegen dessen Einknickens gegenüber der kapitalistischen Supermacht. Kennedy wiederum musste die Garantie abgeben, nicht in Kuba einzumarschieren und auch keine weiteren Invasionen zu unterstützen; und Nikita Chruschtschow erreichte, dass die USA ihre Offensivraketen aus dem NATO-Land Türkei abzogen.

Um den Aufbau des Sozialismus aus seiner weltpolitischen Isolierung zu befreien, war Castro in den 1960er Jahren bereit, die Revolution zu „exportieren“; in ganz Lateinamerika unterstützte er in vielfältiger Weise Guerillabewegungen. „Che“ Guevara begab sich persönlich an der Spitze einer Rebellenarmee auf das lateinamerikanische Festland; dort wurde er 1967 in Bolivien ermordet, der Revolutionsexport scheiterte kläglich. Aufgrund der castristischen These von der Notwendigkeit des bewaffneten Aufstands und der davon ausgehenden

## Washington unterstützte eine Invasion antirevolutionärer Exilkubaner, die im April 1961 einen Umsturzversuch unternahm.

Politik des „Exports von Revolution“, die der sowjetischen Reformismusstrategie (Bildung von Volksfrontregierungen) entgegenstand, kam es zu vermehrten Meinungsverschiedenheiten zwischen der kubanischen und der sowjetischen Führung. Erst nach dem Scheitern der revolutionären Bewegungen auf dem lateinamerikanischen Subkontinent und infolge der stärker werdenden wirtschaftlichen Abhängigkeit Kubas von der Sowjetunion gab die Führung in Havanna ihre ideologische Eigenständigkeit zum Teil auf. Der Besuch des sowjetischen Parteichefs Leonid Breschnew in Havanna (1974) wurde von der kubanischen Führung als das Ende der Politik des Revolutionsexports interpretiert. Neben der festen Einbindung in den Sowjetblock bildeten die schrittweise Annäherung an den Westen und die Solidarität mit der Dritten Welt die Hauptbestandteile kubanischer Außenpolitik. Offensichtlichen Erfolgen wie der Intensivierung der diplomatischen und wirtschaftlichen Beziehungen mit dem Westen (Anerkennung durch eine Reihe von Staaten, Lockerung der US-Blockade) standen auch Schwierigkeiten gegenüber, die vor allem aus dem militärischen Engagement Kubas in Afrika resultierten. In Verfolgung der „Politik der Solidarisierung mit den Ländern der Dritten Welt“ beteiligte sich Kuba nämlich 1975/76 mit ca. 20.000 Soldaten und Militärberatern am Angolkrieg auf Seiten der Befreiungsorganisation MPLA. Zwei Jahre später beteiligten sich kubanische Truppen auf äthiopischer Seite auch am Kampf um das Ogadengebiet, und auch in den Folgejahren wurde die Linie des „proletarischen Internationalismus“ mit Unterstützung der Befreiungsbewegungen, vor allem in Afrika, fortgesetzt.

Lässt sich in der wirtschafts- und bündnispolitischen Ausrichtung ein hoher Grad an Flexibilität feststellen, so war auch die grundsätzlich kirchenfeindliche Haltung der Revolution zur



Foto: dpa/AP-Fotos

*Sie sind die Gesichter der kubanischen Revolution: Fidel Castro (li.) und Ernesto „Che“ Guevara (Mi.) – hier bei einem Treffen mit dem nominellen kubanischen Staatspräsidenten Osvaldo Dorticos im Jahr 1960.*

Kirche zu Pragmatismus bereit, vor allem nachdem die Befreiungstheologie ab den 1960er Jahren ein Zusammengehen sozialistischer und christlicher Werte zu ermöglichen schien. Schließlich reisten zwei Päpste nach Kuba, und die Neuausrichtung der Kirchenpolitik integrierte die revolutionäre Botschaft des Evangeliums in das sozialistische Weltbild der Revolution. Verschlagen-pragmatisch verhielt sich Castro auch 1980, als Tausende von Kubanern vom Hafen Mariel aus die Flucht in die USA antraten, was der *máximo líder* nicht nur zuließ, sondern durch zahlreiche Begnadigungen die Gefängnistore öffnete und somit viele Gewaltverbrecher und Betrüger an den verhassten kapitalistischen Nachbarn loswurde.

#### V. Wirtschaftspolitik und -entwicklung

Die ersten Agrarreformen führten de facto zur Ausschaltung der ländlichen

Mittelschicht. Die weiter bestehenden kleinen Privatparzellen wurden im Laufe der Zeit immer mehr in das sozialistische Wirtschaftssystem integriert: Sie waren von staatlichen Krediten abhängig, der Staat erhielt das Handelsmonopol für Agrarprodukte, seit 1967 musste sich der Anbau landwirtschaftlicher Güter unter den nationalen Produktionsplan im Austausch gegen staatliche Sozialleistungen unterordnen. Castros Mitstreiter Ernesto „Che“ Guevara unternahm 1960 in seiner Eigenschaft als Präsident der Nationalbank (1959-1961) die ersten Vorstöße zur zentralen Planung der Volkswirtschaft. Im gleichen Jahr erfolgte die Verstaatlichung der ausländischen Betriebe und parallel dazu die Sozialisierung aller größeren kubanischen Firmen der Textil-, Tabak-, Zement-, Eisen- und anderer Industrien sowie aller Banken, Waren- und Lagerhäuser. Das private Eigentum an städtischen Mietshäusern wurde beseitigt, die fortlaufen-

den Mietzahlungen der Bewohner wurden im „Stadtreformgesetz“ in Beiträge für einen Mietkauf umgewandelt.

Im Laufe der folgenden Jahre entfernte sich das ökonomische System des Landes durch Einführung der Planwirtschaft nach dem Vorbild des Realsozialismus östlicher Prägung immer mehr von der Marktwirtschaft; auch die Gesellschaftsordnung entfernte sich stets weiter vom westlich-liberalen Modell, indem Oppositionsparteien und Versammlungsfreiheit abgeschafft sowie die unabhängige Presse an den Rand gedrängt wurden. Die neuen Eigentumsverhältnisse, die Beseitigung der Arbeitslosigkeit, die Einebnung der Einkommensstruktur und die Umgestaltung des Erziehungs- und Gesundheitswesens veränderten zunehmend die soziale Lage der Bevölkerung. Die Alphabetisierungskampagne von 1961 beseitigte binnen kürzester Frist weitgehend den Analphabetismus auf der Insel.

Das US-Wirtschaftsembargo (1960/1962) stellte die Insel vor schwerste Versorgungsprobleme und zwang das Land kurzfristig zur Suche neuer Absatzmärkte. Die UdSSR begann als Haupthandelspartner eine ähnlich dominierende Rolle zu spielen wie zuvor die USA. Die Exportabhängigkeit der Gesamtwirtschaft blieb ungeschmälert. Da die Einfuhren zunahm, stieg das Handelsdefizit an; die Exportlücke wurde durch sowjetische Kredite finanziert, wodurch die Auslandsverschuldung stieg. Der im kubanisch-sowjetischen Handelsabkommen von 1963 vereinbarte Zuckerpreis lag während der gesamten Zuckerplanperiode (1965-1970) beträchtlich über dem schwankenden Weltmarktniveau. Fast während der gesamten sechziger Jahre exportierte Kuba knapp 50 % aller Güter in die Sowjetunion und importierte mehr als 50 % von dort. Seit 1965 bemühte sich die Insel um die Wiederbelebung des Handels mit den westlichen



Foto dpa/AP-Fotos

Die Welt stand im Jahr 1962 kurz vor einem Atomkrieg, als auf Kuba sowjetische Raketen stationiert wurden. Mit einer Seeblockade – hier ein US-Zerstörer am 10. November, als er einen

russischen Frachter aufbrachte, – gegen die Insel zeigten die USA Stärke und brachten die Sowjetunion zum Einlenken.

Nationen, seit Beginn der siebziger Jahre nahm der Handelsaustausch mit nichtsozialistischen Ländern wieder erheblich zu.

Wirtschaftspolitisch erhielt 1961 die Industrialisierung Priorität, bald jedoch gewann der Zuckersektor wieder an Bedeutung. Nach der „Kubakrise“ von 1962 mussten Lebensmittel und Kleidung rationiert werden, was zur Herausbildung eines Schwarzmarktes führte. Nach einer Phase der Improvisation in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre setzte sich das (vor allem von „Che“ Guevara formulierte) Modell der Budgetfinanzierung bei vorrangiger Verwendung moralischer Anreize durch. Dieser Weg führte zur Zentralisierung der Wirtschaftssteuerung, zur Zurückdrängung von Arbeitsnormen und Prämien, zum Abbau von Lohndifferenzierungen, zu umfangreichem Einsatz freiwilliger Arbeit. Nach der „Selbstkritik“ Castros im Juli 1970 setzte auf diesem Gebiet eine Neuausrichtung ein: Verwendung materieller Anreize, Normierung der Arbeitsleistung und Lohndifferenzierungen traten nunmehr immer stärker in den Vordergrund. Nach Überwindung des Tiefstandes von 1970 trat allmählich ein wirtschaftlicher Aufschwung ein. Mit seinem Beitritt zum COMECON schloss Kuba seine wirtschaftspolitischen Experimente weitgehend ab und integrierte sich stärker in das sozialistische Lager. Von großer Bedeutung wurden die zwischen Kuba und der Sowjetunion abgeschlossenen Wirtschaftsabkommen, in denen die UdSSR die Rückzahlung aller von 1960-1972 entstandenen kubanischen Verpflichtungen gegenüber der Sowjetunion bis 1986 aussetzte (nach westlichen Schätzungen waren dies drei Milliarden US-Dollar). Danach sollte die Tilgung zinslos in Naturalform (Zucker- und Nickellieferungen) erfolgen.

Die sowjetische Hilfe an Kuba belief sich in rund dreißig Jahren auf über 65 Milliarden US-Dollar. Wenn auch Fidel Castro grundsätzlich an seinem politischen Motto „Alles in der Revolution, nichts außerhalb der Revolution“ lebenslang festhielt, bewies er bei vielen Entscheidungen eine gehörige Portion Pragmatismus. Als z. B. die sozialistische Welt 1989/90 weitgehend zusammenbrach und die Sowjetunion die Subventionierung Kubas einstellte, sah sich Castro gezwungen, das Land für den Tourismus als Devisenbringer zu öffnen und schließlich den verhassten US-Dollar als Parallelwährung zuzulassen, wenn er auch deutlich die Perestrojka Gorbatschows ablehnte und stattdessen die neue und für viele unverständliche Parole „Sozialismus oder Tod“ ausgab.

Gerade in jener Phase der zunehmenden Isolierung Kubas, als die Sonderperiode die Bevölkerung zunehmendem Sparzwang und großen Entbehrungen aussetzte, bildete sich eine Zweiklassengesellschaft heraus, in der all jene privilegiert wurden, die in irgendeiner Form Zugang zu Devisen hatten. Nach 1993 hatte sich schon ein Zweiwährungssystem mit konvertiblen und nicht-konvertiblen Pesos herausgebildet, das zu einem völlig verzerrten Lohn- und Preisgefüge mit der Folge einer stets ungleicher werdenden Gesellschaft führte. Nach dem Ausbleiben der sowjetischen Unterstützung sank in den 1990er Jahren das kubanische Bruttoinlandsprodukt um 30%. Die Wirtschaftsstabilisierung gelang erst wieder als Folge der neuen Unterstützung durch den venezolanischen „Sozialismus des 21. Jahrhunderts“, als Hugo Chávez und später Nicolás Maduro viel Erdöl entweder unentgeltlich oder zu Preisen weit unter dem Weltmarktniveau an Kuba abgaben. Im Grunde genommen

war Kubas Revolution von Anfang an subventioniert; auf sich selbst gestellt hätte der karibische Sozialismus nicht so lange bestehen können.

#### VI. Raúl Castro (2006-2018): Beginn einer neuen Revolutionsära?

Als Fidel Castro krankheitsbedingt sich 2006 aus dem politischen Leben Kubas weitgehend zurückzog, übernahm sein bisheriger Stellvertreter und Bruder Raúl die Führung im Lande. Aus heutiger Perspektive sind die bisherigen zwölf Jahre Raúl Castros äußerst ambivalent einzuschätzen. Strukturelle Reformen gab es nur in sehr begrenztem Umfang. Es gelang Raúl zwar ein Rückbau der personalisierten Strukturen, nachdem der Übervater Fidel die vorderste Linie der Politik verlassen hatte, und ein Übergang vom charismatischen Sozialismus Fidels zum bürokratischen Sozialismus neuerer Prägung, was auch zu einer Veränderung der politischen Kultur führte; aber das Kernstück der Reformen, die Wirtschaftsstruktur, erfuhr nur eine begrenzt-graduelle Öffnung hin zum Privatsektor (nachdem es schon in den 1990er Jahren gewisse Zugeständnisse unter Fidel gegeben hatte). Die Zahl der „Arbeiter auf eigene Rechnung“ liegt heute (bei einer Gesamtbevölkerung von rund 11 Millionen) bei unter 600.000 und ist sehr kleinteilig, nahezu ausschließlich auf Dienstleistungen und Tourismus begrenzt. Diese zögerliche Öffnung hin zum Privatsektor, die momentan wieder stagniert, konnte jedoch wegen der anhaltenden Krise und Ineffizienz der Staatsbetriebe keine Wachstumsdynamik entfalten. Zwischen 2009 und 2016 fiel ein Viertel der Arbeitsplätze im Staatssektor weg (das bedeutete eine Verringerung von 4,25 auf 3,25 Millionen Staatsarbeiter). Zugleich hat die Kontrolle in allen Sekto-

ren zugenommen, von einer Ausweitung der ökonomischen oder sozialen Spielräume kann keine Rede sein.

Das Dilemma der wiederholt angekündigten Wirtschaftsreformen besteht darin, dass diese für die Erzielung von Wachstumsdynamik nicht ausreichen, für den Erhalt der proklamierten Egalität in der kubanischen Gesellschaft aber zu weit gehen. Vor allem fehlt es an einer gründlichen Reform des bisherigen Währungs- und Finanzsystems. Das bestehende Zweiwährungssystem mit der Parallelität der Weichwährung „kubanischer Peso“ und des an den US-Dollar gekoppelten „konvertiblen Peso“ stellt einen eklatanten Widerspruch zum proklamierten Gleichheitsideal dar. Das Fazit muss notgedrungen sehr ernüchternd ausfallen. Durch Planungsfehler, mangelnde Investitionen, fehlende Klarheit im Endziel und ungenügende Koordination erfuhr die erstrebte „Aktualisierung des Wirtschaftsmodells“ kaum Fortschritte. Ganz im Gegenteil: Die nur sehr partiellen Veränderungen haben inzwischen zu großen sozialen Ungleichheiten geführt, und diese wiederum unterminieren laufend die Legitimationsgrundlagen von Revolution und Sozialismus kubanischer Prägung.

In den letzten Jahren haben sich die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Indikatoren wieder zum Schlechteren verändert. So engte etwa das Regime den Spielraum für die politische Opposition wieder ein. Bei den letzten Kommunalwahlen im Jahr 2017 verhinderte die Regierung auf vielfältige Weise die Teilnahme oppositioneller Kandidaten und war nicht bereit, die Macht auch nur in einer einzigen Kommune abzugeben. Auch die wirtschaftliche Lage hat sich eher verschlechtert. Kuba ist für ausländische Unternehmer nach wie vor ein sehr schwer zu erschließender Markt – trotz der merklichen Änderungen, die es in der Wirtschaft nach der Machtübergabe von Fidel an Raúl Castro (2006) gegeben hat (vom Aufkommen privatbetriebener Restaurants bis hin zu Ansätzen für Investorenschutz durch Schiedsgerichte). Mittlerweile gibt es in Kuba drei Arten von wirtschaftlichen Akteuren: Zum einen können Kubaner in einer begrenzten Zahl von Berufen selbständig arbeiten, die *cuentalapropistas*. Nach neueren Berechnungen gibt es heute in Kuba rund 550.000 offiziell lizenzierte, aller-

#### Aus heutiger Perspektive sind die bisherigen zwölf Jahre Raúl Castros äußerst ambivalent einzuschätzen.

dings stark regulierte Kleinunternehmer (Dienstleistungs- und Taxibetriebe, Restaurants, Privatunterkünfte), die inzwischen 12 % der kubanischen Arbeitnehmer beschäftigen. Damit die soziale Ungleichheit nicht weiter anwächst – die Staatsbediensteten verdienen umgerechnet rund 25 Dollar im Monat –, werden z. T. keine weiteren Genehmigungen für neue Privatbetriebe erteilt. Zum anderen agieren in großen Teilen der Wirtschaft weiterhin Staatsunternehmen, die zumeist vom Militär betrieben werden; zum dritten schließlich hat sich Kuba für große ausländische Unternehmen geöffnet, die auf der Insel – trotz enormer Probleme – Handel treiben und investieren. Seit Jahren hängt der Inselstaat allerdings stark von Öllieferungen und Hilfeleistungen aus dem sozialistisch orientierten Venezuela ab; aber wegen der eigenen enormen Wirtschaftsprobleme Venezuelas steht zu erwarten, dass die ökonomische Situation sich weiter verschlechtern wird, schon

gar, nachdem US-Präsident Donald Trump die Wirtschaftsbeziehungen zwischen den USA und Kuba erneuten Restriktionen unterworfen hat.

Seit Jahren ist die Rede von vermeintlichen Schritten hin zu einer wirtschaftlichen und politischen Öffnung Kubas. Am Ende der Regierungszeit von Barack Obama (2016) als US-Präsident standen die Zeichen auf Annäherung an die USA. Nach dem Rückzug Raúl Castros aus dem Amt des Staatspräsidenten steht seit 2018 mit Miguel Díaz-Canel zum ersten Mal ein „Apparatschik“ formal an der Spitze des Staates, der nicht an der Revolution von 1959 teilgenommen hat. Raúl Castro hält allerdings weiterhin die Zügel in Militär, Geheimdienst, Polizei und wichtigen Wirtschaftssektoren in der Hand, da er bis 2021 Vorsitzender der Kommunistischen Partei bleibt. Der Wechsel im Amt des Staatspräsidenten stellt zwar einen Generationenwechsel dar, bedeutet aber keinen weitergehenden Wandel. Ganz im Gegenteil: Der *Hashtag* des Staates zur Amtsübergabe lautete *Somos Continuidad* und betonte

### *Der Wechsel im Amt des Staatspräsidenten stellt zwar einen Generationenwechsel dar, bedeutet aber keinen weitergehenden Wandel.*

damit die Kontinuitätsstränge in Staat und Politik. Das Überleben des Regimes ist zum reinen Selbstzweck geworden; zentral für den Machterhalt ist dabei die Geschlossenheit der Eliten, die auf keinen Fall preisgegeben werden soll.

Weitgehende Kontinuität lässt auch die neue Verfassung erkennen, die Kuba sich 2018 gab. Das neue Grundgesetz enthält zwar etliche innovative Änderungen, etwa eine weitere Öffnung zur Marktwirtschaft, die Legalisierung von Privatbesitz oder die Ermöglichung von gleichgeschlechtlichen Ehen; auch das Ziel der Schaffung einer „kommunistischen Gesellschaft“ wurde aus der neuen Verfassung gestrichen. Das „kubanische sozialistische Modell“ aber sollte im Prinzip erhalten bleiben; auch eine weitreichende Liberalisierung des politischen Systems oder der staatsökonomischen Wirtschaftsstruktur erfolgte nicht. Die absolute Macht der Kommunistischen Partei wurde nicht angetastet, sie blieb und ist weiterhin unter der bis 2021 festgeschriebenen Führerschaft von Raúl Castro die einzige legale politische Kraft im Land.

### **VII. Fazit und Ausblick**

Ein Charakteristikum der Revolution von 1959 besteht darin, dass sie die erste soziale Mobilisierung in Lateinamerika war, die siegreich aus dem Kampf gegen die landbesitzenden Oligarchien, den übermächtigen Einfluss der USA und deren autoritäre Marionettenregime hervorging. Die „kubanische Revolution“ wurde jahrzehntelang als Synonym für Kuba und seine Entwicklung nach 1959 benutzt; aber spätestens seit den 1970er Jahren gab es auf der Karibikinsel eine postrevolutionäre Gesellschaft, die eher schlecht als recht ihren Alltag bewältigen konnte. Trotzdem versuchte die kubanische Führung bis 1989, ihr „Modell“ von Revolution und Gesellschaft in Lateinamerika und in Afrika gegen alle Widerstände zu propagieren, selbst mit militärischen Mitteln. Diese Politik führte im Innern des Landes, vor allem aber international, zu

massiven Konflikten, insbesondere mit den USA, die schon 1960 eine im Grunde bis heute andauernde Blockade verhängten. Mit dem Zusammenbruch des Realsozialismus zu Beginn der 1990er Jahre verschärfte sich die internationale, insbesondere die ökonomischen Rahmenbedingungen. Der andauernde Versuch, die Ergebnisse der Revolution zu sichern, führte zur Verfestigung eines zentralistischen und autoritären Herrschaftssystems rund um die historischen Figuren Fidel und Raúl Castro.

Die Gesamtbilanz von 60 Jahren „Revolution“ ist ausgesprochen zwiespältig. Bei aller berechtigten Kritik an Fidel Castro und seinem Regime wird ein nüchterner Rückblick auf seine Ära feststellen müssen, dass es Kuba in jenen Jahrzehnten gelang, das (auch früher schon gute) Bildungs- und Gesundheitssystem deutlich zu verbessern, einen umfassenden Sozialstaat aufzubauen und in den Krisenjahren nach dem Zusammenbruch des Sozialismus den Zusammenhalt des Systems sicherzustellen. Als Vermächtnis des Castrismus kann festgehalten werden, dass er eine zuvor eher unbedeutende Karibikinsel auf die weltpolitische Bühne gehoben und tiefgreifende Transformationen im ökonomischen und sozialen Bereich durchgeführt hat, dass die sozialen Schranken weitgehend gefallen sind, der Index der menschlichen Entwicklung auf einer internationalen Skala (vor allem im Vergleich zu lateinamerikanischen Ländern) hoch anzusetzen ist – die Kindersterblichkeit etwa ist geringer als in den USA – und das kubanische System jahrzehntelang Projektionsfläche für Freund und Feind (außerhalb wie innerhalb des Landes) war.

Die Schlussphase des Castrismus, die zwölf Jahre unter Fidels Bruder Raúl, sind insgesamt kritischer einzuordnen, da die allzu hohen Erwartungen bei weitem nicht erfüllt werden konnten. Grundnahrungsmittel und Benzin sind notorisch knapp geblieben, der bei weitem größte Arbeitgeber ist (bei miserablen Arbeitslöhnen) weiterhin der Staat, in der Landwirtschaft sind wenig Rationalisierungsschritte festzustellen, weshalb nach wie vor viele Nahrungsmittel importiert werden müssen. Die jährlich ca. drei Milliarden US-Dollar an Rissen von den (überwiegend weißen) Emigranten sind eine immer unverzichtbarere Einnahmequelle für das Land und schwemmen achtmal mehr Devisen nach Kuba als durch Tabak- und Zigarettenexport erzielt werden. Da die Finanzsendungen entlang der Familienbande stattfinden, reproduzieren die auch durch Rissen hervorgerufenen neuen Ungleichheiten viele der vorrevolutionären Hierarchien und bewirken eine Re-Stratifizierung der kubanischen Gesellschaft entlang der Hautfarbe. Eine baldige Besserung steht nicht zu erwarten, zumal US-Präsident Donald Trump die von seinem Vorgänger Obama begonnene Entspannungspolitik zwischen beiden Ländern wieder zurückgenommen und abermals eine aggressive Außenhandelspolitik in Gang gesetzt hat. Von den großen Idealen der Revolution spricht auf Kuba heute kaum noch jemand.

Trotz aller Veränderungen im politischen und ökonomischen Bereich muss festgehalten werden, dass Kuba im Kern eine von der Castro-Familie und dem Militär dominierte Diktatur geblieben ist, in der auch die ökonomische Öffnung immer dann an ihre Grenzen stößt, wenn sie mit dem politisch-ideologischen Fundament des Regimes in Widerspruch gerät. Das Fazit zur heutigen Lage Kubas bleibt somit ambivalent. Die Notwendigkeit von Reformen ist zwar groß, der Veränderungswille der Regierung allerdings nach wie vor gering. □

## **Drei Jahrhunderte geistlicher Musik in Kuba**

**Stefan Baier**

### **I. Hinführung**

Wenn man den Kern, das innerste Wesen der kulturellen Identität eines Landes erfassen und verstehen möchte, kommt man nicht umhin, sich mit seinem kirchenmusikalischen Erbe zu befassen, es auszugraben und zu erforschen und es nicht zuletzt zu bewerten, zum einen im Hinblick auf seine liturgische Funktion, zum anderen als Ausdruck des spirituellen Erlebens eines Volkes. Gerade das kubanische Volk machte einen langen Prozess der kulturellen Identitätsfindung durch, da es nicht von Anfang an *die* eine kubanische Kultur gab; vielmehr existierten verschiedenste kulturelle Traditionen und Ansätze nebeneinander, deren Bogen sich von den spanischen Kolonialherren und Siedlern bis hin zu den schwarzen Sklaven aus Afrika spannte. Erst im Laufe der Jahrhunderte ist eine genuin kubanische Kultur und Identität entstanden. Dieser Prozess lässt sich anhand der Entwicklung der katholischen Kirchenmusik auf Kuba auf sehr anschauliche Weise nachvollziehen, wie sich im nun folgenden Vortrag zeigen wird.

Meinen Vortrag werde ich in Form einer musikalischen Zeitreise halten, beginnend bei den ältesten noch erhaltenen Zeugnissen kirchenmusikalischen Schaffens auf Kuba. Diese stammen von Esteban Salas, der zwischen 1764 und 1803 Kapellmeister an der Kathedrale von Santiago de Cuba war. Anhand der darauf folgenden Beispiele aus dem 19. Jahrhundert können wir nachvollziehen, wie sich allmählich eine nationale kubanische Identität herausgebildet hat, gepaart mit der Suche nach intellektueller und politischer Freiheit, bis wir im 20. Jahrhundert beim Hauptwerk der katholischen Kirchenmusik in Kuba ankommen, der *Misa a la Virgen de la Caridad del Cobre*, zu Deutsch: der Messe für die Barmherzige Jungfrau von El Cobre, von José María Vitier, einem geistigen Erben der Ideen und Forderungen der Grupo Orígenes, einer Gruppe kubanischer Intellektueller der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Da die Quellenlage in Bezug auf die geistliche Musik in Kuba sehr überschaubar ist, beziehe ich mich in meinem Vortrag im Wesentlichen auf die Erkenntnisse von Dr. Miriam Escudero. Sie ist eine international renommierte kubanische Musikwissenschaftlerin und leitet das „Gabinete de Patrimonio Musical Esteban Salas de la Oficina del Historiador de la Ciudad de La Habana“, also das Esteban-Salas-Institut für musikalisches Kulturerbe der Denkmalbehörde von Havanna.

Zudem ist sie Verfasserin zahlreicher musikwissenschaftlicher Bücher und Artikel, auch und gerade über die geistliche Musik in Kuba. In vielen persönlichen Gesprächen mit ihr konnte ich mir einen Einblick in die kubanische Kirchenmusikwelt verschaffen. Ein wichtiger Schritt, um die kubanische Kirchenmusiktradition einem größeren Publikum bekannt zu machen, war das Referat über die Verbindung zwischen Glaube und kulturellem Erbe, welches Miriam Escudero im Rahmen des Katholikentages im Jahr 2014 in Regensburg gehalten hat und das Claudia Gerauer übersetzte.



*Prof. Stefan Baier, Professor für Orgel, Rektor der Hochschule für katholische Kirchenmusik und Musikpädagogik Regensburg*

### **II. Das Wesen der Musik**

Damit der Mensch seinem Glauben Ausdruck verleihen kann, war es ihm stets ein Bedürfnis, seine Vorstellungen und dem tradierten Wissen seiner Vorfahren, das diese selbst erlernt, in eigene Erfahrung umgesetzt und schließlich weitergegeben haben, in eine fassbare Struktur zu bringen. So hat er in der Kunst eine perfekte Möglichkeit gefunden, zwischen dem Subjektiven und dem Konkreten eine Brücke zu schlagen.

Diese Ambiguität spiegelt sich in der Tatsache wider, dass das Wesen von Kunst weitgehend nicht definierbar ist. Aus der Gesamtheit des Kunst- und Kulturerbes des kubanischen Volkes richten wir heute unser Augenmerk auf die musikalischen Werke religiösen Inhalts, deren unbestreitbare Schönheit Zeugnis davon ablegt, dass ihre Schaffung einem Glaubensakt gleichzusetzen ist.

Und obwohl viele dieser Werke für den liturgischen Gebrauch – also für den rituellen Ausdruck von Frömmigkeit – geschaffen wurden, kann man sie sicherlich auch generell als Kulturgüter betrachten, da sie neben ihrer Funktion in der Liturgie zuerst einmal Resultate menschlicher Kreativität sind und Träger von Werten, die auch von einer weltlichen Gemeinschaft verstanden und begriffen werden können.

Zyzylika, Vorschriften und Zensur haben – neben zahlreichen anderen Faktoren – jahrhundertlang Form und Inhalt geistlicher Musik bestimmt und geregelt, wobei es bis heute zwischen Wissenschaftlern und Interpreten stets strittig war, bis zu welchem Grad Musik reglementierbar bzw. nach Normen bewertbar ist.

Wenn man die kubanische Kirchenmusik zur Gänze verstehen möchte, ist es von großer Wichtigkeit, vor allem die Wort-Ton-Beziehung in diesen Werken zu studieren, sodass man auch gerade über den Text und die darin verwendeten Symbole und Stilmittel zu einem tieferen Verständnis des sakralen Gehaltes

religiöser Handlungen gelangen und ihre Bedeutung für die geistliche Musik zwischen dem 18. und 21. Jahrhundert erfassen kann.

Die Werke, die wir im kubanischen Katalog der musikalischen Quellen des 18. Jahrhunderts finden – hier repräsentiert von Esteban Salas und Cayetano Pagueras –, geben Aufschluss darüber, dass es sich dabei vor allem um ein Repertoire handelt, das eine spezifische soziale Funktion hatte: Die Gestaltung der Heiligen Messe in der Kathedrale von Santiago der Cuba und in der Kathedrale von Havanna im Verlauf der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sozial deshalb, weil diese Werke, diese Kunstwerke an Menschen gerichtet waren und von einer menschlichen Gemeinschaft rezipiert wurden. Dieser Gemeinschaft gehörten drei Gruppierungen an, die jede auf ihre Weise von Bedeutung für die Entstehung eines musikalischen Kunstwerks waren: Die erste Gruppe bestand aus dem Bischof und den Würdenträgern des Domkapitels, die dafür zuständig waren, zu beurteilen, ob die musikalischen Schöpfungen den dogmatischen Normen entsprachen und die auch den finanziellen Rahmen für das musikalische Schaffen absteckten, was etwa Besetzungsfragen oder den Umfang des Einsatzes von Instrumenten beeinflusste. Die zweite Gruppe bildeten die Musiker der Kapelle, die ja ebenso wie der Komponist Künstler waren und so gemeinsam mit dem Komponisten den Entstehungsprozess des Kunstwerks vollzogen. Die Konzeption eines Werkes war stets eine Gratwanderung – einerseits sollten die Werke einem hohem ästhetischen Anspruch genügen, andererseits musste man auch den genannten Beschränkungen Rechnung tragen. Die letzte Gruppe schließlich bildeten die Gläubigen, denen anhand der Musik Glaubensinhalte vermittelt werden sollten.

Man könnte also sagen, dass die musikalische Sprache, die die katholische Kirchenmusik im 18. Jahrhundert zur Verfügung hatte, beschränkt war: Die Kirchenmusik hatte vor allem eine Funktion zu erfüllen, d.h. sie unterlag der Notwendigkeit, die Feier der Heiligen Messe dergestalt zu unterstützen, dass sie gewisse Schwerpunkte im Ablauf setzen oder bestimmte Gefühle vermitteln sollte, die mit den dogmatischen Vorgaben bzw. der überlieferten Tradition der Messfeier konform gingen. Dieses Spannungsfeld also zwischen künstlerischem Ausdruckswillen und von außen auferlegten Beschränkungen definiert die musikalische Sprache dieser Komponisten, die ihnen zur Verfügung stand, um zum einen ihren eigenen ästhetischen Ansprüchen, zum anderen denen ihrer Umgebung, in der die Musik dargeboten wurde, gerecht zu werden. Diese Sprache speiste sich aus einem Pool verschiedener Stile, die überwiegend nicht der Zeit entsprachen.

### III. Esteban Salas und Cayetano Pagueras

Sowohl Esteban Salas als auch Cayetano Pagueras verfügten über ein breitgefächertes Wissen und hatten umfassende Kenntnisse hinsichtlich verschiedenster stilistischer Ausdrucksmittel, so dass sie aus diesem Amalgam ästhetischer Ansätze für jeden Fall eine spezifische Lösung finden konnten. Für sie war das Komponieren kein Prozess, der sich an der herrschenden Mode orientierte. Sie experimentierten nicht mit stilistischen Neuerungen, da es nicht ihre Aufgabe war, möglichst innovative und künstlerisch wegweisende Werke zu kreieren, sondern mit kompositorischen und stilistischen Ausdrucksmitteln zu arbeiten, die der Tradition der Messfeier angemessen waren. Ihre Werke

hatten also vor allem eine Funktion in der Liturgie zu erfüllen, und ihre Aufgabe bestand in erster Linie darin, durch das Auswählen der jeweils geeigneten kompositorischen Mittel Werke zu schaffen, die zum einen mit den Anforderungen des Ritus, zum anderen mit den vorhandenen Ausführungsbedingungen im Einklang standen.

Cayetano Pagueras bediente sich etwa in seinen Werken zur Karwoche eines älteren Stils, der an die kompositorische Tradition der Zeit vor der Gegenreformation angelehnt ist. Charakteristika dieses alten Stils in seiner Spätphase sind langsame Tempi, die in großen Notenwerten notiert werden, die Definition der Struktur durch eine syllabische Textbehandlung, Einsatz von Homophonie und einfacher kontrapunktischer Polyphonie sowie die Begleitung durch tiefe Instrumente wie Orgel oder Fagott.

Esteban Salas hingegen setzt beispielsweise in seinen Marienkompositionen die Mehrchörigkeit ein, wobei er die Gesangsstimmen von einem Continuo begleiten lässt. Er bedient sich der Kontrapunktik und eines äußerst breiten Spektrums an harmonischen Mitteln, die aber jenseits rein ästhetischer Erwägungen stets im Dienst eines Ausdruck von Feierlichkeit und Erhabenheit stehen, die der Marienverehrung angemessen sind.

Auch wenn man unter dem „Sakralen“ im weitesten Sinne jede Art von Manifestation des Transzendentalen verstehen kann, ist es so, dass sich die Feier der Liturgie – solange man sie als sakrale Handlung betrachtet – immer in unterschiedlichen Graden von Feierlichkeit zeigt, je nachdem, ob es sich etwa um das erhobene Sakrament der Eucharistie oder um die einfachste Form des Gebets handelt. Diese mehr oder weniger große Heiligkeit der jeweiligen Handlung, die im Prinzip durch die verwendeten liturgischen und paraliturgischen Texte ausgedrückt wird, findet ihr Korrelat in der Faktur der Musik und bestimmt letztlich die stilistischen Charakteristiken, die der Autor verwendet.

### IV. Juan París

In den Werken von Juan París, der zwischen 1805 und 1845 Kapellmeister an der Kathedrale von Santiago de Cuba war, finden wir paraliturgische Texte, die entweder von ihm selbst oder einem Dichter aus der Gegend stammen und in der Sprache der Einheimischen verfasst sind. Bei der Vertonung dieser Texte hat Juan París mit größter Selbstverständlichkeit weltliche musikalische Mittel angewandt; die Musik war aber trotzdem im Hinblick auf Funktion und Gattung geistlich, und sie wurde auch in einem liturgischen Zusammenhang aufgeführt. So ist dies zum Beispiel bei den sogenannten Villancicos der Fall, die Anfang des 19. Jahrhunderts in der Weihnachtsmesse die Responsorien ersetzen. Für dieses eine Mal im Jahr, zur Feier der Geburt Christi, hat er sich erlaubt, der spanischen Populärmusik entlehnte Rhythmen und Melodien zu verwenden, Pastorellen und Rezitative einzubauen und dem von Instrumenten begleiteten Gesang eine Hauptrolle einzuräumen. Auf diese Weise verlieh er der Gattung eine bodenständige Prägung, die die Frömmigkeit des einfachen Volkes gut zum Ausdruck brachte. Trotzdem ging dies nicht auf Kosten eines grundsätzlich geistlichen Charakters der Stücke. Dies mag auch auf die Tatsache zurückzuführen sein, dass die verwendeten Texte der Einheimischen nicht so sehr Krippenspielcharakter hatten, sondern vielmehr eher theologischer Natur waren. Jedenfalls kann man angesichts der hohen Zahl der erhaltenen Werke

davon ausgehen, dass Juan París' Kompositionsmethode von den kirchlichen Behörden gebilligt worden war.

Diese Villancicos von Juan París sind von sehr klassischer Machart und einer Klanglichkeit, die bereits Einflüsse des neuen Stils aufweist, der sich seit der Aufklärung entwickelt hat und sich vom Klassizismus ableitet. Beispielsweise setzt er in einigen seiner Werke kleine Kammerorchester im konzertanten Stil ein. Lesen wir dazu nun aus dem Villancico „Parió María en Belén“ (1814) von Juan París, geb. in Katalonien um 1759, gest. in Santiago de Cuba 1845:

#### Refrain

Maria kam nieder in Bethlehem,  
Und sie kamen, um ihr Kind zu sehen  
Viele sind es, viele waren es,  
Und so war es wohl gut.

#### Coplas

1. Mit vierzehn Jahren  
und noch dreieinhalb Monaten  
gebar Maria die Ehre und den Retter,  
um den der Himmel den Himmel  
gebeten hat.

Und an diesem Tag bat der Mensch  
– auch wenn dies verwundern mag –,  
dass Gott seinen Namen nenne.  
Und er hielt Wort, indem er Christus  
sandte.

So sagte der Vater „ja“,  
und der Heilige Geist auch.  
Und so war es wohl gut.

2. Es kamen die Wöchnerin zu sehen  
– wenn auch nicht zu ihr als Person,  
sondern als Lebensquelle –  
viele ältere und noble Menschen.  
An die Stelle dessen, was Adam aß,  
tritt nun dieses wunderbare Brot,  
dieses Brot mit schönen Blumen,  
schönen Blumen und auch Eva unter  
ihnen;

Süßigkeiten junger Mädchen  
Die schlecht bekommen und gut  
schmecken.

Und so war es wohl gut.

Betrachtet man die Musik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, so kann man feststellen, dass sich hier allmählich ein Kreolismus manifestierte. Kreolen nannte man auf Kuba die im Land geborenen Nachfahren der weißen Siedler, die sich nicht mehr als Einwanderer verstanden und eine eigenständige Kultur entwickelten, eine Mischung aus Elementen ihrer ursprünglichen und der im Land vorgefundenen Kultur. So kann man beobachten, dass in jenen Jahrzehnten ein musikalisches Repertoire entstand, das man von seiner stilistischen Einordnung her von nun an klar als kubanisch definieren kann.

### V. Die Jungfrau von El Cobre

Im Jahr 1687 berichtet der Kapitän Juan Moreno, ein aus dem Dorf El Cobre stammender, damals 85-jähriger Schwarzer, von einer Begebenheit, die sich als höchst bedeutsam erweisen sollte und aus der sich der wichtigste religiöse Kult des kubanischen Volkes überhaupt entwickelte, die Verehrung der Barmherzigen Jungfrau von El Cobre:

„Eines Morgens, als das Meer ruhig lag, legten Juan und Rodrigo de Hoyos und der, der dies berichtet, vor Sonnenaufgang vom Cayo Francés in einem Boot in Richtung der Salinen ab. Und als sie besagten Cayo Francés hinter sich gelassen hatten, sahen sie etwas Weißes auf dem Schaum des Wassers, von dem sie nicht erkennen konnten, was es sein könnte, und beim Näherkommen hielten sie es für einen Vogel, und als sie noch näher kamen, sagten die beiden Indios [Juan und Rodrigo], dass es ein Mädchen wäre, und sie erkannten es und sahen das Bild der Muttergottes, der Heiligsten Jungfrau Maria

mit dem Jesuskind in dem Armen und einem kleinen Täfelchen, und auf besagtem Täfelchen waren einige große Buchstaben, die der besagte Rodrigo de Hoyos vorlas, und da stand: 'Ich bin die Barmherzige Jungfrau', und sie wundernten sich, dass ihr Gewand nicht nass war.“

Das Bild der Heiligen Jungfrau der Göttlichen Barmherzigkeit war bereits um 1612 nach Kuba gelangt. Zunächst war sie nur von den Bewohnern des Dorfes El Cobre in der Nähe von Santiago de Cuba verehrt worden, hauptsächlich einfachen Minenarbeitern, die von schwarzen Sklaven abstammten. Im Lauf der folgenden zwei Jahrhunderte entwickelte sich die Verehrung der Barmherzigen Jungfrau von El Cobre zum wichtigsten religiösen Kult der kreolischen Bevölkerung. Sie wurde zur Schutzpatronin der Kreolen, zur Repräsentantin ihres Heimatlandes.

Und ein Kreole war es auch, nämlich Cratilio Guerra Sardá (Santiago de Cuba, 1835-1896), Interimskapellmeister an der Kathedrale von Santiago de Cuba, der der Jungfrau von El Cobre erstmals auch in der Musik ihren Platz einräumte. So finden wir in den Büchern der Domkapelle im Jahr 1867 einen Hinweis auf die Feier des Festes *Unserer lieben Frau der Barmherzigen Jungfrau von El Cobre*, dessen musikalische Gestaltung Cratilio Guerra oblag.

Bis dahin hatte die Verehrung der Muttergottes der Barmherzigkeit überwiegend politische Bedeutung, da sie als Sinnbild der nationalen Identität für die ethnische und kulturelle Einheit der kubanischen Bevölkerung stand. So war sie auch die religiöse Leitfigur der Mambies, also der aufständischen Kubaner, die für die Unabhängigkeit Kubas von Spanien kämpften.

Es mag kein Zufall sein, dass eine der allerersten überlieferten Kompositionen, die der Jungfrau von El Cobre gewidmet sind, genau in dem Zeitraum entstanden ist, in dem der erste Unabhängigkeitskrieg stattfand, nämlich zwischen 1866 und 1878. Es handelt sich um Cratilio Guerras „Gebet an die Barmherzige Jungfrau von El Cobre“, dessen Text in spanischer Sprache verfasst ist.

Ein Beispiel für die symbolische Verbindung der Jungfrau von El Cobre mit der Unabhängigkeitsbewegung ist folgende Begebenheit, von der verschiedene Historiker berichten: Im Jahr 1869 wurde der kubanische Priester Juan Arteaga wegen Untreue festgenommen und des Landes verwiesen, nachdem er in einer Predigt im Franziskanerkonvent von Santiago de Cuba eine Allegorie verwendet hatte, in der er die Jungfrau von El Cobre als „estrella solitaria“, also als „einsamen Stern“ bezeichnete. Damit bezog er sich auf den weißen Stern, der auf der kubanischen Flagge zu sehen ist. Dieser wird im Volksmund „estrella solitaria“ genannt und steht für Freiheit und Gleichheit. Darüber hinaus ordnete er in besagter Predigt der Jungfrau die Farben Weiß, Blau und Rot zu und bezog sich damit wiederum auf die kubanische Flagge, die jene Farben trägt. Auch in der ersten Strophe der Plegaria von Cratilio Guerra finden wir eine Metapher, in der die Jungfrau von El Cobre mit einem Stern verglichen wird: „Du, die du in der Höhe herrschst, schöne und mächtige Jungfrau, Du, die Du leuchtest wie ein Stern von einzigartiger Schönheit“.

Und auch wenn sich in diesem Text keine weitere direkten Allegorien finden, ist es doch interessant, dass auch sein Verfasser, ebenfalls ein Priester aus Santiago de Cuba, vom Erzbischof seiner Heimatstadt angezeigt und von der Regierung ins Exil geschickt wurde, weil er sich öffentlich auf die Seite der Unabhängigkeitsbewegung gestellt hatte.

Lesen wir dazu aus der *Plegaria a la*



Foto: Les Freslon Baladeurs

Die Kathedrale von Santiago de Cuba, in der schon im 19. Jahrhundert herausragende Kirchenmusiker wirkten.

*Virgen de la Caridad del Cobre*, das „Gebet zur Barmherzigen Jungfrau von El Cobre“ von Cratilio Guerra (Santiago de Cuba, 1835-1896). Dieses Werk ist signifikant für die Entwicklung der geistlichen Musik auf Kuba, da es erstmals Charakteristika eines eigenständigen, gemischt-kulturellen Stils, eines mestizischen Stils enthält, der im weiteren Verlauf die kubanische Kirchenmusik prägte. Man kann also sagen, dass das 19. Jahrhundert die Zeit war, in der die verschiedenen Ethnien, die die Karibik bevölkerten, zu einer gemeinsamen Identität gefunden hatten und im Zuge dessen eine gemeinsame, eigenständige Kultur und eine eigene Form des Ausdrucks entwickelt hatten:

Du, die Du in der Höhe herrschst,  
Schöne und mächtige,  
Du, die Du leuchtest wie ein Stern  
Von einzigartiger Schönheit.

Du, die stets Großzügige,  
Sehr milde und sehr Gütige:  
Mit dem armen Sünder  
Hattest Du stets großes Erbarmen.

Überhöre nicht, auch wenn sie Deiner  
nicht würdig ist,  
Liebe Mutter, liebende Mutter,

Die schwache, verabscheuungswürdige  
Stimme  
Dessen, der Dir so viele Schmerzen  
bereitet hat.

Ich verspreche, Dich nicht mehr,  
Reine Königin, prächtige Mutter,  
Mit Trauer zu erfüllen  
Durch meine ungerechten Taten.

Wenn Du mir beistehst,  
Du Warmherzige,  
Werde ich gut sein, gnädige Mutter,  
Und werde von heute an mich ganz  
und gar

Auf den rechten Weg begeben.  
Jungfrau Maria, liebevolle Mutter,  
Höre gnädig mein Gebet,  
Süße Hoffnung der Bekümmerten,  
Ich rufe voller Schmerz: Vergib mir!

Höre meine Bitten, höre sie gnädig an,  
Lindere, Maria, meinen Schmerz,  
Geliebtes und bewundertes Wesen,  
heute  
Sehne ich mich voll Sorge und  
Einsamkeit nach Deiner Liebe.

Verweigere sie mir nicht, Königin des  
Himmels,  
Denn wer wird mich in meiner Trauer  
trösten?

Nur Du kannst es, liebevolle Mutter,  
Deine gütige Gnade wird es vollbringen.

Dir gilt mein Dank für alle Ewigkeit,  
Allen Kummervollen werde ich es  
erzählen,  
Nun, da wir uns von neuem  
niederwerfen  
Und immer zu Deinen Füßen weinen  
werden.

Die Heilige Dreifaltigkeit wollte es,  
Dass Deine göttliche Schönheit  
Weder im Himmel noch auf Erden  
ihresgleichen fände.  
Befreie uns, Mutter, von allem Bösen.

#### VI. Zum Einfluss des Zweiten Vatikanischen Konzils

In den 40er- und 50er-Jahren finden wir auf Kuba eine Reihe von Komponisten, die in ihren geistlichen Werken Elemente aus der mündlich überlieferten Volksmusik verwenden. Dies ist dem Umstand geschuldet, dass zu jener Zeit die afro-kubanische Bewegung aktiv war, angeführt von dem kubanischen Schriftsteller Alejo Carpentier und dem Anthropologen Fernando Ortiz, deren Anliegen die Rückbesinnung auf die eigenen kulturellen Wurzeln war, was sie

als unerlässlich für ein umfassendes Verständnis der eigenen Identität ansahen. So versprach man sich von der Erforschung der afrikanischen und spanischen Einflüsse in der kubanischen Kultur einen wertvollen Erkenntnisgewinn. Auf musikalischem Gebiet ist in diesem Zusammenhang die „Grupo de Renovación Musical“, also die „Gruppe der musikalischen Erneuerung“ zu nennen, die die musikalische Avantgarde der 50er-Jahre vertrat und zu der neben Harold Gramatges, einer der wichtigsten kubanischen Komponisten, auch Gisela Hernández gehörte. In ihrem Werk finden sich zahlreiche Weihnachts-Villancicos von komplett folkloristischem Charakter. Hier erlaubte sie sich in vielerlei Hinsicht bereits Freiheiten, die den Komponisten geistlicher Musik eigentlich erst durch das Zweite Vatikanische Konzil zugestanden wurden. Der „Son“, der als musikalische Gattung ein Paradebeispiel für die Verschmelzung verschiedenster musikalischer Einflüsse und höchster Ausdruck des genuin Kubanischen ist, wird dem Jesuskind gesungen, begleitet von Claves, also einem typisch kubanischen Perkussionsinstrument, und die „guajiro“ – so wird die kubanische Landbevölkerung genannt – bringen dem Jesus-



Foto: Katholische Akademie

Ein besonders schöner Programmpunkt der ganztägigen Veranstaltung war ein Konzert mit Moises Santiesteban, Domorganist in Havanna, und den kubanischen Musikerinnen Yudania Gomez Heredia (li.) und Lauren Avila Molima.

kind typisch kubanische Produkte als Geschenke, nämlich Honig und Zuckerrohr. Lesen wir dazu aus „Son de Navidad“, also den „Weihnachts-Son“ von Gisela Hernández (Cárdenas, 1912-La Habana, 1971):

Sie bringen ihm Zuckerrohr  
und leckeren Honig.  
Die Guajiros von Kuba kommen  
nach Bethlehem,  
Um dem königlichen Kind zu singen  
und es anzubeten.  
Sie bringen Blüten von Aguinaldo  
und Kaffee,  
Sie bringen Zuckerrohr und  
leckeren Honig.

Um nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ein kirchenmusikalisches Repertoire zu schaffen, das im Einklang mit den neuen Regelungen stand, hatte man zunächst damit begonnen, die bekanntesten und beliebtesten Stücke des bisherigen Repertoires zu adaptieren, also ihre Besetzung zu reduzieren und zu vereinfachen und ihre Texte aus dem Lateinischen ins Spanische zu übertragen. Später begannen katholische kubanische Komponisten nach und nach mit der Schaffung eines eigenen musikalischen Repertoires von unschätzbarem Wert für unsere Geschichte, und zwar unter der Einbindung verschiedenster Gattungen der kubanischen Populärmusik, die von Instrumenten wie dem in Kuba in der Kirchenmusik üblichen Klavier, aber auch von Keyboards, Gitarren und kubanischen Perkussionsinstrumenten begleitet wurden. Diese Arbeit mündete in die Veröffentlichung des Gesangsbuches „Cuba canta su fe“,

also „Kuba singt seinen Glauben“. Dieses Kompendium von Liedern für den Gottesdienst diente der einheitlichen Verbreitung des neu geschaffenen Repertoires in alle Kirchengemeinden des Landes. Die Orgel spielte in diesem Zusammenhang eine eher untergeordnete Rolle. Das Orgelspiel war aus Gründen, die in der Folge noch erläutert werden, nach und nach aus den Kirchen Kubas verschwunden, und der Gebrauch des Klaviers im Gottesdienst hatte sich eingebürgert – fallweise ergänzt durch die oben genannten Instrumente.

#### VII. Der Papst in Kuba

Einen historischen, ja transzendenten Moment in der Geschichte der katholischen Kirche auf Kuba stellte der Papstbesuch im Jahr 1998 dar. Dieses Ereignis war auch für die Entwicklung der Kirchenmusik von großer Tragweite, da im Zuge der Vorbereitungsarbeiten des Chores für die musikalische Gestaltung der Papstmesse das bestehende Repertoire um interessante Facetten erweitert wurde und sich neue Quellen für die kirchenmusikalische Praxis erschlossen. Eine der renommiertesten und erfahrensten Chor-Leiterinnen Kubas, Maestra Alina Orraca, war damit beauftragt worden, für diesen Anlass einen Papstchor zusammenzustellen und die entsprechenden Werke auszuwählen und einzustudieren. Man war übereingekommen, anstatt eines elitären Hochglanzprogramms in dieser Messe genau diejenigen Lieder zu präsentieren, die üblicherweise in den Gemeinden gesungen wurden, denn schließlich sollten selbst bei einer Papstmesse alle Gottes-

dienstbesucher die Messe auf gewohnte Art feiern können, auch die einfachen Leute aus den Landgemeinden. Dieser Ansatz wurde auch von Kardinal Jaime Ortega sehr befürwortet.

Die Idee war, die traditionellen Kirchenlieder aus der Feder von so bekannten Komponisten wie Rodrigo Prats, Perla Moré oder Tony Rubí für A-Cappella-Chor zu arrangieren und auf diese Weise der doch eher volksnahen Musik ein künstlerisch anspruchsvolleres Gepräge zu verleihen. Diesen Teil der Aufgabe hatten bekannte Musiker wie Beatriz Corona und Andrés Alén übernommen. Mehrstimmiger A-Cappella-Gesang war bis dahin bei kubanischen Kirchenchören eher unüblich; so war dies ein ziemlich gewagtes, buchstäblich unerhörtes Experiment, und gerade von konservativer Seite wurden große Zweifel an der Durchführbarkeit eines solchen Vorhabens laut. Aber Alina Orraca bewies, dass dies durchaus möglich war, indem sie ihren eigenen professionellen Chor „Schola Cantorum Coralina“ um einige hundert Laiensänger aus Kirchenchören aus dem ganzen Land erweiterte und mit diesem Chor das Repertoire für die Papstmesse mit eiserner Disziplin einstudierte. Unterstützt wurde sie dabei von ihrer Kollegin Ada Ravela, die seit vielen Jahren den Chor der Diözese von Havanna leitet. Als dann am Sonntag, den 25. Januar 1998 schließlich die große Papstmesse stattfand und der englische Gesang von 400 Chorsängern in der Kathedrale von Havanna erklang, war auch der hartnäckigste ungläubige Thomas bekehrt, da man nun mit eigenen Ohren hörte, was man nie geglaubt

hätte. Dies war in der jüngeren Geschichte der Kirchenmusik in Kuba ein Meilenstein, was die musikalische Gestaltung der Messe anbelangt.

#### VIII. Exkurs: Orgel

In der Folgezeit haben sich auch bezüglich der Orgel als wichtiges Gestaltungsmittel der Liturgie entscheidende Entwicklungen ergeben. Früher hatte es allein in der Altstadt von Havanna mehr als 20 Orgeln gegeben. Da es aber an Fachleuten zur regelmäßigen Wartung der Instrumente fehlte, verschlechterte sich ihr Zustand zusehends, bis in den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts auch die letzte Orgel unspielbar geworden war. Gleichzeitig war es durch die Neuerungen des 2. Vatikanischen Konzils – wie schon erwähnt – möglich geworden, auch andere Instrumente in die Gestaltung der Liturgie mit einzubeziehen. Diese beiden Umstände führten dazu, dass die Orgel für mehr als 30 Jahre komplett in Vergessenheit geraten war.

Im Jahr 2000 wurden nun im Zuge eines Projekts der musikwissenschaftlichen Abteilung der Universität von Valladolid in Spanien die in Havanna vorhandenen Orgeln erstmals inventarisiert. Man fand verschiedene pneumatische Orgeln sowie zwei mechanische, die aber völlig unbrauchbar waren. Die Denkmalschutzbehörde der Stadt Havanna, der auch Dr. Miriam Escudero angehört, machte sich nun daran, erstmals in der Geschichte Kubas die Restaurierung einer mechanischen Orgel durchzuführen. Es handelte sich um ein Instrument aus dem Hause Doublaine-

Ducroquet, das zwischen 1845 und 1855 in der Kirche des Heiligen Franziskus von Paula in der Altstadt von Havanna verbaut worden ist. Nach vielen Jahren des Schweigens erklang sie erstmals wieder im Jahr 2008 im Rahmen des 6. Esteban-Salas-Festivals für Alte Musik, unter anderem in einem Konzert von Claudia Gerauer und meiner Person, Professor Stefan Baier, dem Rektor der Regensburger Musikhochschule, der Hochschule für katholische Kirchenmusik und Musikpädagogik Regensburg (HfKM). Dieses Treffen zwischen Miriam Escudero, Claudia Gerauer und mir erwies sich als sehr fol-

## Die Musik ist textausdeutend und unterstreicht so die Heiligkeit der Liturgie.

genreich für die Wiederbelebung der Orgeltradition auf Kuba.

Da es seit den 60er-Jahren keine spielbaren Orgeln mehr auf Kuba gegeben hatte, waren folglich auch keine Organisten mehr ausgebildet worden, sodass es keinen einzigen Menschen auf Kuba gab, der des Orgelspiels mächtig war. Dies sollte sich aber bald ändern. Wir begannen noch im selben Jahr, Gespräche mit den verschiedensten kubanischen und deutschen Institutionen und Behörden zu führen, damit mittelfristig in Kuba wieder eine fundierte Ausbildungsmöglichkeit für Organisten geschaffen werden konnte.

Erstes Ergebnis dieser Bemühungen war eine Übereinkunft zwischen den Bistümern von Regensburg und Havanna, die Ausbildung des ersten kubanischen Organisten zu unterstützen: Moisés Santiesteban. Er studiert nun hier in Regensburg an der Hochschule für katholische Kirchenmusik und Musikpädagogik. Seither hat sich auf dem Gebiet der Kirchenmusik in Kuba einiges getan. Moisés Santiesteban ist mittlerweile Titularorganist an der Kathedrale von Havanna, wo sich dank einer Schenkung der Deutschen Botschaft mittlerweile eine Orgel befindet – zwar nur eine elektronische, aber immerhin –, sodass zumindest dort die Verwendung der Orgel im liturgischen Ablauf wieder nach und nach eingeführt werden kann.

Die oben erwähnte, renovierte mechanische Orgel aus dem 19. Jahrhundert steht in einer säkularisierten Kirche, die heute als Konzertsaal dient, und kann daher zum liturgischen Gebrauch nicht herangezogen werden. Aber neben ihrem großen historischen Wert war und ist sie von unschätzbarem Wert für die auszubildenden Organisten, die mit dieser Orgel zunächst das einzig funktionstüchtige mechanische Instrument zum Üben zur Verfügung hatten. Mittlerweile gibt es zwei mechanische Truhengorgeln, und im Januar 2019 wird eine weitere restaurierte mechanische Orgel eingeweiht.

Im Hinblick auf die Ausbildung von Organisten wurden Vereinbarungen zwischen der HfKM und dem Colegio de San Gerónimo, einer Fakultät der Universität von Havanna, unterzeichnet. Darüber hinaus findet seit dem Jahr 2014 alljährlich eine „Woche der Kirchenmusik“, die „Semana de la musica sacra en La Habana“ statt. Im Laufe dieser Arbeitswoche gibt es Konzerte und Kurse für Orgel, Chor und Gregorianischen Choral unter Mitwirkung von Dozenten und Professoren der HfKM. Dank der Unterstützung durch die Diözese Regensburg, im Besonderen durch den Bischof von Regensburg, Prof. Dr. Rudolf Voderholzer, ist die Durchführung dieser Woche möglich, die mittlerweile zu einem kulturellen und religiösen Höhepunkt im Veranstaltungsska-

lender von Havanna geworden ist. Selbst in der kubanischen Parteizeitung „Granma“ wurde die semana zuletzt mit einem ausführlichen Bericht bedacht.

Darüber hinaus gibt es seit 2016 die Möglichkeit, in Havanna an der neugegründeten Catedra de Musica Sacra des Instituto eclesiastico P. Felix Varela der Diözese von Havanna unter Anleitung und Kooperation mit der Regensburger Musikhochschule (HfKM), ein zweijähriges sogenanntes „Diplomado“ in Kirchenmusik zu absolvieren. Die drei ersten Studentinnen haben im September dieses Jahres ihren Abschluss erhalten.

## IX. José María Vitier

Ihren vielleicht höchsten Ausdruck findet die Synthese aller der kubanischen Kultur innewohnenden Elemente, gepaart mit ihrem jeweiligen Glaubensausdruck, in der „Messe für die Barmherzige Jungfrau von El Cobre“ von José María Vitier. Dieser bekannte kubanische Komponist entstammt einer illustren Familie, die in das Umfeld der Avantgarde der 50er-Jahre des 20. Jahrhunderts einzuordnen ist und sich dafür aussprach, dass man die kubanische Kultur von ihren katholischen Wurzeln her betrachten müsse, um sie verstehen zu können. Seine Eltern Cintio Vitier und Fina García Marrúz waren aktive Mitglieder des Intellektuellenzirkels „Grupo Origenes“, dem auch Persönlichkeiten wie etwa der Dichter und Essayist José Lezama Lima angehörten. In ihren Augen waren die Wurzeln der kubanischen Identität im nationalen Kulturerbe spanisch-katholischen Ursprungs zu finden, wobei sie unter Katholizität mehr als eine im Wortsinn ökumenische und allgemein kulturstiftende Bewegung verstanden, was laut Cintio Vitier „immer das höchste Streben des Kubanischen an sich“ war.

José María Vitier hatte die „Messe für die Barmherzige Jungfrau von El Cobre“, die im Jahr 1992 in der Kathedrale von Havanna uraufgeführt wurde, als Gedenkmesse anlässlich des 80. Jahrestages der Ausrufung der Barmherzigen Jungfrau von El Cobre zur Schutzpatronin Kubas komponiert. Die Musik ist sehr textausdeutend und unterstreicht so die Heiligkeit der Liturgie. Darüber hinaus ist sie in ihrer Art und Weise, wie sie die Geschichte der Jungfrau von El Cobre erzählt und wie sie Gefühle des Kummers oder der Freude ausdrückt, zutiefst kubanisch und somit eine identitätsstiftende Botschaft für jeden Kubaner, ob gläubig oder nicht.

Vitier gelang es in genialer Weise, die Geschichte des Wunders von El Cobre mit dem Genre der Populärmusik zu verknüpfen, indem er etwa für den Introitus eine Vertonung des Textes „Déjame tomar asiento“, zu Deutsch: „Lass mich Ruhe finden“ von Emilio Ballagas auswählte und von dem bekannten kubanischen Liedermacher Silvio Rodríguez singen ließ. Diese zutiefst kubanische Vorgehensweise, verschiedene Genres miteinander zu kombinieren, erreicht ihren Höhepunkt im Kyrie. Die unablässige Bitte um Vergebung wird durch den allgegenwärtigen Trommelschlag symbolisiert, gespielt auf Bata's. Das sind Perkussionsinstrumente der Yoruba, einem ursprünglich aus Westafrika stammenden Volk, dessen religiöse Tradition auch in Kuba verwurzelt ist, wobei die Grenzen zum Christentum oft fließend sind. Die Polyrythmie dieser Trommeln, die bis zu sechs verschiedene Tonhöhen produzieren können, ist eingebunden in die Polyphonie eines vokalen Kontrapunkts und stellt somit eine Art Versöhnung dar zwischen den hispanischen und den afrikanischen Elementen in der kubanischen Kultur, gleichsam ein Manifest der katholischen Berufung aller Kubaner. □

# Vermittlerin oder zwischen allen Stühlen? Zur Rolle der Kirche in Kuba

Jeremias Schröder OSB

## I. Hinführung

Ich reise seit 2007 zwei- bis dreimal im Jahr nach Kuba. Die Benediktinerkongregation von Sankt Ottilien, deren Abtpräses ich bin, hat dort im Jahr 2008 eine Klostergründung begonnen. Das ist sozusagen der Sitz im Leben meines Vortrags. Ich bin der zuständige kirchliche Höhere Obere, der diese Gründung beaufsichtigt und darf da von Zeit zu Zeit hinfahren. Wie es dazu gekommen ist, werde ich an geeigneter Stelle erwähnen – die Geschichte passt durchaus zum Thema des heutigen Tages.

Diese Klostergründung in Kuba – das will ich einfach vorausschicken –, die mir und uns ein sehr wichtiges und großes Anliegen ist, wird von der Regierung intensiv begleitet. Das beginnt damit, dass ich nicht mit einem Touristenvisum einreise, sondern immer mit einem Spezialvisum, das beim Innenministerium beantragt werden muss. Das Land, das uns für die Klostergründung zur Verfügung gestellt wurde, ist von der Regierung bewilligt worden. Es gab vor allem in den Anfängen unserer Klostergründung eine sehr intensive Beobachtung unseres Alltagslebens, optisch und akustisch. Wir haben den Eindruck, dass wir nicht mehr so interessant sind wie am Anfang, dass da inzwischen etwas weniger intensiv aufgepasst wird. Aber auch das, was wir anderswo über die Verhältnisse in Kuba erzählen, wird gerne und aufmerksam beobachtet. Das erfordert von mir Umsicht und Klugheit, auch heute, und dafür bitte ich Sie um Verständnis.

Ich möchte Sie vorneweg mitnehmen nach Santiago de Cuba. Auf einem der Bilder, die uns Professor Baier gezeigt hat, war die dortige Kathedrale zu sehen, mit zwei prächtigen Türmen, im Hintergrund das Meer und vor der Kathedrale ein Platz. Am 31. Dezember 1958 hatte der Diktator Fulgencio Batista y Zaldívar Kuba verlassen, und am 1. Januar rief Fidel Castro den Triumph der Revolution aus, und zwar auf diesem Platz, vor dieser Kathedrale. Er stand auf dem Balkon des Rathauses, des „ayuntamiento“, gegenüber der Kathedrale und hat da eine Rede gehalten, eine dieser ausführlicheren Reden, die sein Markenzeichen wurden. Diese wird zitiert als die Rede vom 1. und 2. Januar: sie begann am Abend und endete erst am nächsten Morgen.

Fidel Castro war nicht allein auf diesem Balkon. Neben ihm stand Enrique Pérez Serantes, der Erzbischof von Santiago und Primas von Kuba. Er hatte die Türen der Kathedrale für diesen Anlass öffnen lassen. In der frommen katholischen Überlieferung heißt es: damit Fidel Castro während seiner ganzen Rede immer den Tabernakel vor Augen habe. Wichtiger war wahrscheinlich diese symbolische Geste: die katholische Kirche von Santiago und implizit von ganz Kuba begrüßt diese Revolution mit offenen Türen. Das war am 1. und 2. Januar. Am 3. Januar veröffentlichte Erzbischof Pérez Serantes einen Hirtenbrief mit dem Titel „Vida nueva“, neues Leben, und formulierte in diesem Brief eine ziemlich enthusiastische Begrüßung der Revolution. Das nur einmal als kleine Szene, als Einstieg in diesen Vortrag.



Jeremias Schröder OSB, Abtpräses der Benediktinerkongregation von St. Ottilien

## II. Historische Wegmarker

Die Geschichte der Kirche in Kuba ist eingebettet in die übliche lateinamerikanische Kolonialgeschichte einschließlich des „Patronado“. Das heißt, die spanische Krone hatte sich vom Heiligen Stuhl umfassende Vollmachten für den Aufbau der Organisation der Kirche in allen Kolonien Lateinamerikas übertragen lassen. Es gab deshalb von vornherein eine gewisse Gleichschaltung der kirchlichen Entwicklung mit den Kolonialstrukturen. Die katholische Kirche war von daher auch positiv unterstützend auf die spanische Kolonialregierung hin orientiert. Kuba war enger an Spanien gebunden als die anderen Kolonien und erlangte als letzte überseeische Besitzung Spaniens eine vorübergehende Unabhängigkeit, die dann rasch durch die Abhängigkeit von den USA abgelöst wurde. In Spanien wird der Verlust Kubas bis heute als ein Trauma erinnert, mehr als der Rest Lateinamerikas. Eine bis heute gängige Redewendung drückt das aus: „Más se perdió en Cuba“. Bei einem Fehlschlag tröstet man sich damit, es hätte ja noch schlimmer kommen können, „in Kuba haben wir noch viel mehr verloren“.

Die Unabhängigkeitsbewegung Kubas hatte, anders als im Rest Lateinamerikas, eine starke katholische Basis. Anderswo gab es im Rahmen der Unabhängigkeitsbestrebungen starke antiklerikale und freimaurerische Strömungen. In Kuba war das kaum der Fall, und das liegt unter anderem daran, dass das intellektuelle Leben Kubas sehr stark von zwei katholischen Einrichtungen geprägt worden ist, der Real y Pontificia Universidad de San Jerónimo, die 1728 vom Dominikanerorden gegründet worden war, und vom Priesterseminar San Carlos y San Ambrosio, das sich ebenfalls zu einer universitätsähnlichen Institution entwickelt hatte, mit Kursen in vielen weltlichen Fächern. Beide liegen in Havanna und existieren bis heute in dem stolzen Bewusstsein einer ruhmreichen Geschichte. Das Seminar ist weiterhin das Priesterseminar der kubani-

schen Kirche. Die Universität ist seit Mitte des 19. Jahrhunderts nicht mehr päpstliche Universität; sie hat sich 1842 sozusagen säkularisiert, besteht aber ausdrücklich auf der ehrwürdigen Traditionslinie der alten Päpstlichen Universität.

In diesen beiden Institutionen wurde die Unabhängigkeit Kubas vorgedacht und intellektuell entwickelt. Eine führende Rolle hat dabei ein Mann gespielt, der neben dem genannten José Martí vielleicht der zweite Vater der intellektuellen Unabhängigkeitsbewegung in Kuba ist: Félix Varela. Félix Varela ist etwas älter als Martí; er lebte von 1788 bis 1853, war Priester, Intellektueller und daneben Dozent an diesem Priesterseminar, hat dort Philosophie, Physik und Chemie unterrichtet, hat einen Lehrstuhl für Verfassungsfragen eingerichtet und wurde von der ganzen nachfolgenden Generation kubanischer Intellektueller als ihr Zieh- oder Stammvater betrachtet. „Félix Varela ist der Mann, der uns das Denken gelehrt hat“, sagte José de la Luz y Caballero. Seine Schüler spielten eine entscheidende Rolle bei der Entwicklung des kubanischen Nationalbewusstseins; einer von ihnen war der Lehrer José Martí.

1821 wurde Varela während einer kurzen Blüte des Liberalismus Abgeordneter für Kuba im spanischen Parlament. Er hat in dieser Zeit Petitionen für die Unabhängigkeit und ein Memorandum zur Abschaffung der Sklaverei verfasst. Als es in Spanien 1823 zur Restauration eines autoritären Regimes kam, wurden die renitenten Abgeordneten zum Tode verurteilt, darunter auch Félix Varela. Dieser ging ins Exil nach New York, wo er noch jahrzehntlang wirkte. Er gründete Zeitungen, schrieb mit am berühmten Baltimore-Katechismus und wurde Generalvikar der Diözese New York. Er starb schließlich im Exil. Dabei blieb er für Kuba eine wichtige Bezugsperson, auf die sich bis heute viele berufen. Er wird in allen gesellschaftlichen Kreisen hoch geehrt und geschätzt.

1910 wurden seine Gebeine in New York exhumiert und nicht, wie sonst üblich, in eine Kapelle verbracht, um eine etwaige Seligsprechung vorzubereiten. Felix Varela wurde stattdessen in der Aula Magna der Universität von Havana beigesetzt und liegt dort heute noch. Inzwischen gibt es auch den Seligsprechungsprozess, aber ich weiß nicht, ob die Knochen aus der Aula Magna wieder herausgebracht werden können. In Kuba verleiht die Regierung seit 1981 den Félix Varela-Orden, als „höchste Auszeichnung für die unvergänglichen Werte der nationalen und universalen Kultur“, wie es heißt.

Das ist wichtig, weil nicht überall in Lateinamerika die katholische Kirche und ihre Repräsentanten so eng mit der nationalen Befreiungsbewegung verbunden waren. Daraus ergaben sich ein gewisses Vorschusskapital und eine Tradition, auf denen auch der Erzbischof von Santiago noch aufbaute, als er die Revolution 1959 zunächst so enthusiastisch begrüßte.

In der Republik, also in der Zeit dieser Quasi-Kolonialherrschaft durch die USA, ist es der Kirche nicht schlecht gegangen. Sie konnte starke Institutionen entwickeln, die eben auch weiter das kubanische Nationalbewusstsein förderten, große Laienverbände und Schulen. Fidel Castro, das wurde schon erwähnt, war Jesuiten-Schüler. Das hatte durchaus Folgen: Im katholischen Kuba wird erzählt, dass Fidel Castro nach der Aufhebung und Umwandlung des Jesuitenkollegs in eine Militäreinrichtung persönlich die Anweisung gegeben habe, dass die Kapelle nicht angerührt werden dürfe. Sie müsse bleiben, wie sie zu seiner Schulzeit war, und so sei es dann auch geschehen.

Am Vorabend der Revolution gab es in Kuba ungefähr 670 Weltpriester für 6,5 Millionen Gläubige. Das ist eine ziemlich gute Quote. Es gab 158 Frauenklöster und 87 Männerorden. Damit stellte die katholische Kirche in Kuba eine starke, auch sozial und kulturell bedeutsame Kraft dar.

### III. Kirche und Revolution

Entsprechend ihrer kubanischen Eigentradition war die katholische Kirche auch in die Revolution oder Rebellion einbezogen. Zahlreiche Geistliche wirkten als Kapläne bei den Rebellentruppen, mit Duldung oder Erlaubnis ihrer Bischöfe. Die Kirche reklamierte in den Folgejahren für sich, dass sie bei der Gewissensbildung der Revolutionsführer, auch bei denen, die sich später als atheistisch deklariert haben, durchaus eine wichtige Rolle gespielt habe. Der besagte Primas von Kuba, der Erzbischof von Santiago, der da auf dem Balkon stand, hatte schon 1953 nach dem gescheiterten Angriff auf die Moncada-Kaserne für den untergetauchten Fidel Castro verhandelt, damit es bei einem Gerichtsverfahren nicht zur Todesstrafe komme. Auf diese Garantie hin stellte sich Fidel Castro, es kam zum Gerichtsverfahren und zu einer Verurteilung.

### *Nach meiner Erfahrung sind die Kubaner natürlich vorsichtig, aber ich glaube nicht, dass sich die katholische Kirche im Alltag verfolgt fühlt.*

1955 ging er nach einer Generalamnestie ins Exil, kehrte 1956 zurück und begann die Revolution.

Die Folgen der Revolution sind bis heute bestimmend, und das schlägt sich auch in der Sprache nieder. Der Ausdruck „Triumph der Revolution“ ist ein selbstverständlicher Redebestandteil, insbesondere bei Datierungen. Gemeint ist der 1. Januar 1959, und vieles wird danach datiert, z.B. die Ausgaben der einzigen kubanischen Tageszeitung „Granma“, dem Organ des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Kubas. An vielen Gebäuden sieht man Jahreszahlen, die ab 1959 gezählt werden.

Zwei Castro-Zitate aus den ersten Jahren nach der Revolution belegen die katholische Rolle: „Die kubanischen Katholiken haben entschieden an diesem Werk der Freiheit mitgearbeitet.“ Und: „Dies ist eine sozialistische Revolution sui generis. Das sehen Sie schon an diesem Detail: Es handelt sich um die erste derartige Revolution auf der ganzen Welt, die mit völliger Unterstützung der Kirche beginnt.“

„Beginnt“ ist hier allerdings ein sehr wichtiges Wort: nach etwa zehn Monaten nahm die Revolution einen ausdrücklich kommunistischen und prosozialistischen Kurs auf. Daraufhin kam es zu Gegendemonstrationen, die stark katholisch geprägt waren, und nach der fallierten Schweinebucht-Invasion 1961 dann zu umfangreichen Verhaftungen auch von Kirchenführern. Dies führte zu einer Desillusionierung; es kam zu Hirtenbriefen, die sich sehr kritisch mit den Eingriffen der Regierung ins Unterrichtswesen beschäftigten, mit den Verstaatlichungen, den Agrarreformen, der Unterbindung der katholischen Medien und so fort. Im September 1961 wurden dann 161 Priester und ein Bischof ausgewiesen, auf ein kleines Schiff namens Covadonga gesetzt und losgeschickt. Das führte dazu, dass dann kurz danach viele Kirchenoberen, vor allem solche mit

Sitz in Spanien, ihre Priester, Ordensbrüder und -Schwestern aus Kuba abberiefen. Von etwa 800 Priestern blieben nur 200 zurück, von 2000 Ordensfrauen ebenfalls nur etwa 200. Am Ende des Jahres 1962 konnte die Kirche nur noch mit 10 Prozent ihres Personals weiterarbeiten.

Die Situation war nun schwierig. Jahrzehntlang galten die Anstrengungen dem einfachen Überleben der Kirche. Es wurde versucht, die Grunddienste des kirchlichen Lebens sicherzustellen: Gottesdienste, Sakramente, Taufen, Firmungen. Es gelang kaum, ein darüber hinausgehendes kirchliches Leben aufrechtzuerhalten. Überdies war die Kirche auch verunsichert, da sie nicht wusste, wie sie sich angesichts der dramatisch veränderten Verhältnisse positionieren sollte.

Das Zweite Vatikanische Konzil führte vielerorts und auf vielen Ebenen zu einem Aufbruch und zu einer Befreiung aus Verkrustungen. Dies traf auch auf die kubanische Situation zu. Das Konzil und in der Nachfolge des Konzils die lateinamerikanischen Bischofsversammlungen von Medellín und Puebla boten in den 1970er Jahren eine neue Perspektive. Sie boten eine theologische Grundlegung für eine Kirche, die sich sehr bewusst auf die Seite des Volkes stellt. Das schuf Möglichkeiten einer vorsichtigen Öffnung auch im Blick auf ein kommunistisches Regime, und es kam schließlich zu einem Modus vivendi: Die Kirche fand sich damit ab, dass sie in einem Land mit einem von einer sozialistischen Revolution geprägten Regime zu leben hatte und verzichtete auf Fundamentalopposition. Es wurde nun auch möglich, einige gemeinsame Ziele zu bejahen – etwa die häufig aufgezählten Errungenschaften der Revolution bei der Armenfürsorge, im Gesundheitswesen, der Egalität innerhalb gewisser Grenzen und bei der Abdeckung der Grundbedürfnisse. Andererseits fand sich der kubanische Staat mit der Existenz der Kirche ab und akzeptierte ihre historisch gewachsene Rolle in Kuba und Lateinamerika und ihre Dimension als Weltkirche.

### IV. Kirchliches Leben in der Gegenwart

Wie sieht das kirchliche Leben heute in Kuba aus? Als die Benediktiner 2008 nach Kuba kamen, sagte mir der Apostolische Nuntius: „Substanziell haben wir hier Freiheit.“ Es gibt allerdings Einschränkungen. Die Kirche hat keinen Zugang zu Massenkommunikationsmitteln und es ist ihr versagt, im Bildungssektor tätig zu werden. Sie wirkt weiterhin im Bereich von Caritas und Altenfürsorge, aber nicht mehr im Gesundheitswesen. Sie unterliegt einer intensiven staatlichen Aufsicht, die durch ein Büro für religiöse Angelegenheiten wahrgenommen wird. Dieses ist auf der Leitungsebene der Partei verankert. Alle Religionen unterliegen dieser Aufsicht in gleicher Weise. Dies wird gerne betont, und man kann heraushören, dass die Einreihung der katholischen Kirche neben den Zeugen Jehovas, verschiedenen Gruppen der Santería, den Mormonen und der kleinen Kapelle der russisch-orthodoxen Kirche die katholische Kirche ein bisschen zurechtstutzen soll. Aber es wird gleichzeitig auch ernstgenommen, dass die katholische Kirche nach wie vor historisch, kulturell-sozial, aber auch durch eine große Anzahl von Gläubigen bedingt eine entscheidende Rolle in Kuba spielt.

Die Kirche unterliegt auch den Einschränkungen, mit denen jeder Kubaner in seinem Alltagsleben zurecht kommen muss. Politische Betätigung gibt es nur im Rahmen eines sozialistischen Einparteienstaates. Alle Aspekte von

Staatssicherheit werden sehr stark betont; man muss also auch damit rechnen, dass man abgehört und beobachtet wird usw. Das geht aber allen so, nicht nur den kirchlichen Amtsträgern. Und dann gibt es da noch den Alltag beherrschenden Faktor: Das Wirtschaftsleben ist auf einem sehr, sehr niedrigen Niveau. Viele Alltagsbedürfnisse, beginnend bei der elementaren Nahrungsvorsorgung, sind nur ganz schwer zu meistern, und das gilt für alle. Bischöfe und Priester müssen sich genauso bemühen, dass sie selber oder jemand anderer für sie jeden Tag etwas zum Essen auf den Tisch bringen bzw. bringt, wie alle anderen auch.

Eine weitere Erschwernis des Alltags, die die Kirche aufgrund ihrer Befassung mit Projekten vielleicht doch mehr trifft als viele andere, ist ein kompliziertes und aufwändiges Genehmigungsverfahren. Wir Benediktiner haben bei unserer Klostergründung in vielerlei Weise Unterstützung erfahren. Aber auch für uns sind relativ kleine Unternehmungen manchmal sehr beschwerlich: Erlaubnisse, Genehmigungen, Technikergutachten von vereidigten Sachverständigen usw. Das lähmt und kostet sehr Nerven. Ich kann das an meinen Mitbrüdern spüren, die da vor Ort leben, und das geht natürlich allen anderen auch so, die irgendwo in einer Funktion sind, in der sie Dinge bewegen müssen.

All das teilt die katholische Kirche allerdings mit allen Kubanern, das ist also keine herausgehobene Bedrängnis. Ein Mitarbeiter der Deutschen Bischofskonferenz, der kürzlich in Kuba war, sagte mir, er habe überall nachgefragt, wo die Verfolgung der Kirche spürbar werde. Die Gesprächspartner vor Ort hätten aber alle abgestritten, dass es solche Verfolgungen gebe, sie seien total eingeschüchtert. Nach meiner Erfahrung sind die Kubaner natürlich vorsichtig, aber ich glaube nicht, dass sich die katholische Kirche im Alltag verfolgt fühlt. Sie teilen das oft schwierige Alltagsleben aller Kubaner, aber darüber muss man sich ja nicht gerade bei einem Ausländer beschweren.

Die katholische Kirche ist heute in Kuba der größte nichtstaatliche Akteur im gesellschaftlichen und kulturellen Leben, eigentlich auch der einzige, der diese Organisationstiefe aufbringt und zugleich so intensiv mit dem Ausland vernetzt ist. Das gibt der katholischen Kirche eine grundsätzlich herausgehobene Stellung.

### V. Die Ortega-Jahre

Mein Beitrag steht unter dem Titel „Vermittlerin oder zwischen allen Stühlen?“, das heißt es geht über Vermittlungen und Brückenbau. Ich habe zwei große Brückenbauer vor Augen. Der erste ist der schon mehrfach genannte Kardinal Jaime Ortega, der sehr lange, von 1981 bis 2016, Erzbischof von Havanna war. Er hat es geschafft, in dieser Zeit vier Papstbesuche nach Kuba zu organisieren. Der mit Abstand bedeutendste war zweifellos der Besuch von 1998. Prof. Baier hat dargelegt, was dieser Besuch für die Kirchenmusik in Kuba bedeutet hat, aber das ist auch auf vielen anderen Ebenen so gewesen.

Der Papstbesuch von Johannes Paul II. machte die katholische Kirche 1998 wieder als Massenorganisation sichtbar. Der Abschlussgottesdienst sollte im sogenannten Panamerikanischen Stadion abgehalten werden. Dort hätten etwa 34.000 Gläubige Platz gehabt. Als deutlich wurde, dass dies nicht ausreicht, musste der Gottesdienst auf die monumentale Plaza de la Revolución verlegt werden, die vom 109 Meter hohen Denkmal für José Martí und von den stilistischen Gesichtszügen Che Guevaras beherrscht wird. Dort nahmen mehr als

eine halbe Million Menschen am Gottesdienst teil. Diese eindrucksvolle katholische Präsenz überraschte viele, selbst die katholische Hierarchie.

Der Besuch führte zu etlichen Veränderungen: Die Regierung gestattete den Bau eines neuen Priesterseminars und anderer kirchlicher Bauten. Weihnachten, zuvor ein normaler Arbeitstag, wurde zum Feiertag erklärt. Und der Kirche wurde das Agieren im öffentlichen Raum ermöglicht. Hier haben die geschickte Verhandlungskraft und das Auftreten von Erzbischof Jaime Ortega (seit 1994 Kardinal) eine wichtige Rolle gespielt. Er erzählte mir einmal, was da für ihn wichtig war. Irgendwann durften in den Pfarreien wieder Prozessionen stattfinden, die den geschützten Raum der Kirche verließen. Man durfte wieder mit einem Kreuz durch die Straßen von Havanna und von anderen Ortschaften ziehen. Er bekam die Erlaubnis, auf dem Cathedralplatz von Havanna, also an einem sehr sichtbaren öffentlichen Ort, eine Krippe aufzustellen. Das klingt vielleicht banal, aber das waren richtige Durchbrüche. Der Kardinal betrachtete diese neue Sichtbarkeit als Gelegenheit zur Evangelisierung. So wird da nicht nur eine Krippe aufgestellt: neben der Krippe wird immer jemand stehen, ein Katechet oder sonst jemand, der die Krippe erklären kann. So konnte den vielen Kubanern, die keine Glaubensinhalte mehr kennen, endlich wieder erklärt werden, was dieser Glaube eigentlich bedeutet, und das sogar im öffentlichen Raum.

„Öffentlicher Raum“ ist ein Schlüsselbegriff. Die katholische Kirche hat keinen Zugang zu den normalen Massenmedien. Aber der Laienrat des Erzbistums konnte im Jahr 2005 eine Zeitschrift gründen, die bis heute erscheint. Sie trägt den programmatischen Titel „Espacio Laical“, „Raum der Laien“, und in dieser Zeitschrift habe ich vor einigen Jahren noch sehr mutige Artikel gesehen, in denen offen über eine Gesellschaftsform „nach dem Kommunismus“ diskutiert wurde. Das Gebäude des ehemaligen Priesterseminars, ein imposanter Komplex an herausgehobener Stelle in der historischen Altstadt, war durch den Umzug des Seminars in einen Neubau auf dem Land frei geworden. Kardinal Ortega hat dort ein Kulturzentrum eingerichtet, das Centro Félix Varela. Dort finden zum Beispiel die von Rektor Baier geschilderten Kirchenmusikkurse statt. Es besteht die Hoffnung, hier mittelfristig eine akademische Institution der katholischen Kirche entstehen lassen zu können.

Kardinal Jaime Ortega gelang es, unter Wahrung einer Grundloyalität zur kubanischen Gesellschaft die Grenzen des öffentlichen Agierens der Kirche immer weiter hinauszuschieben und somit die Gestaltungsräume der Kirche zu vergrößern. Diese nutzte er zur Evangelisierung, aber dort sind auch Freiräume für Intellektuelle und für Kultur entstanden sowie für Werke der Caritas. Da durch internationale Hilfen dann auch Mittel zur Verfügung standen, konnten die Pfarreien – gerade während der Sonderperiode und auch später immer wieder – mithelfen, Not zu lindern und in der Armenfürsorge tätig zu werden.

Eine weitere Folge des Papstbesuches von Johannes Paul II. ist die Gründung der Benediktiner, denn im Nachgang zu diesem Papstbesuch verhandelte der Kardinal mit Fidel Castro über die neuen Möglichkeiten der Kirche in Kuba. Da ging es um das Priesterseminar und um ein neues Priesterhaus in Havanna. Der Kardinal fügte hinzu: „Und ich möchte Benediktiner holen.“ Darauf fragte Fidel Castro: „Benediktiner“ – Sie müssen denken, (er war) Jesuiten-Schüler –, „was machen die denn?!“ Die Ge-



Foto: Wikipedia

*Neben dem sehr bekannten José Martí ist er vielleicht der zweite Vater der intellektuellen Unabhängigkeitsbewegung in Kuba: Félix Varela lebte von*

*1788 bis 1853, war Priester, Intellektueller und daneben Dozent an einem Priesterseminar. Dieses Denkmal findet sich in der Universität von Havanna.*



Abtpräses Jeremias Schröder OSB im Gespräch mit Werner-Hans Böhm. Der ehemalige Regierungspräsident von Oberbayern gehört dem Vorstand der Karl Graf Spreiti Stiftung an.

schichte ist etwas witzig, aber sie ist authentisch, sie ist mir oft erzählt worden. Der Kardinal wusste, dass er jetzt bei Fidel Castro Eindruck machen musste, und so sagte er: „Die machen Käse.“ Das steht nicht ganz im Vordergrund unserer Tätigkeiten, aber es gibt tatsächlich auch Benediktinerkäse. Jedenfalls, Fidel Castro erwiderte: „Ja, dann sollen die mal kommen.“ Und dieses dahingehende Wort, das ist eben der Vorteil der charismatischen Herrschaft nach Max Weber, das gilt dann auch. Bis heute weiß man im Religionsbüro sehr genau, dass natürlich diese grundsätzliche Erlaubnis für unsere Gründung von Fidel Castro selber gegeben worden ist. Das zählt bis heute und ist ein Grund, warum wir uns in Kuba befinden.

Papst Benedikt XVI. kam 2012. Das war ein kleinerer Besuch und der Papst war etwas erschöpft. Das habe ich noch in Erinnerung, da war ich auch zufällig im Land. Das hat einen praktischen Effekt gehabt: Neben dem Weihnachtstag sollte jetzt noch ein zweiter Feiertag der Kirche genehmigt werden, und zwar auf Wunsch der Regierung der Karfreitag. Kardinal Jaime sagte mir: „Das ist keine gute Idee. Unsere Leute, wenn die Feiertag hören, dann geht es um Rum und Tanzen, und Karfreitag passt nicht gut zusammen mit Rum und Tanzen.“ Den Karfreitag gibt es jetzt, und die Befürchtungen von Kardinal Ortega haben sich, glaube ich, erfüllt.

Papst Franziskus war schon zweimal in Kuba. 2016 kam es zur historisch ersten Begegnung mit dem Patriarchen von Moskau, als Papst Franziskus auf dem Weg in die USA in Havanna zwischenlandete. Dass das ausgerechnet in Kuba stattfindet, sagt einiges über die herausgehobene Rolle, die Kuba als ein Drehplatz internationaler Diplomatie und als ein relativ offener Ort hat – offen und gleichzeitig kontrollierbar. Da ist eben vieles möglich. Wenn man verhindern will, dass solche Gäste von der Öffentlichkeit bedrängt werden, dann ist auch das in Kuba sehr gut möglich, und deswegen kommt es ja in Kuba erstaunlich oft zu solchen internationalen Konsultationen, Friedenskonferenzen etc., zuletzt wegen Kolumbien. Nicht selten geschieht das mit einer gewissen Mitwirkung der katholischen Kirche.

Man kann sagen, dass der Höhepunkt der Amtszeit von Kardinal Ortega die Aussöhnung mit den USA war, diese Wiedernäherung, die durch die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen besiegelt wurde. Das hatte er wesentlich mit angestoßen, unterstützt durch die vatikanische Diplomatie. Der frühere Nuntius in Havanna,

der heutige Kardinal Becciu, saß zu der Zeit schon im Staatssekretariat in Rom und hat das von dort aus begleitet. Auch die Botschaft der USA spielte eine wichtige Rolle. Die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen wurde 2015 vollzogen und führte zum Besuch von Präsident Obama in Havanna im März 2016. Ich war damals gerade in Kuba; Präsident Obama fuhr dreimal an unserem Kloster vorbei, im „Beast“, dieser großen gepanzerten Limousine, mit der er transportiert wird. Im Zuge dieser Annäherung wurden die Reisebeschränkungen aufgehoben; Bürger der USA konnten freier nach Kuba reisen. Und es kam zu einem Konzert der Rolling Stones, übrigens am Karfreitag.

Kardinal Jaime Ortega hatte einen ganz persönlichen Rapport mit Raúl Castro. In meiner Wahrnehmung waren das zwei alte Männer, die schon einiges auf dem Buckel hatten, jeweils auf ihre Weise ja auch etwas geleistet haben, die über manche Entwicklungen in der modernen Welt eher besorgt waren. Auf dieser Ebene verstanden sie sich, und so wurde manches möglich. Der Platz Kardinal Ortegas war daher nicht zwischen den Stühlen. Er nahm eine sehr wichtige Vermittlerposition ein in einem der entscheidenden Konflikte des 20. und 21. Jahrhunderts.

## VI. Die Jungfrau von Cobre

Die zweite Brückenbauerin, die ich erwähnen möchte, ist die Muttergottes von Cobre, die Barmherzige Mutter Gottes, die „Virgen de la Caridad“. Sie ist als Patronin Kubas seit ziemlich genau hundert Jahren anerkannt und spielt tatsächlich für Kuba eine sehr starke integrierende Rolle, so wie ich das eigentlich in keinem anderen Land kenne. Die Rassenfrage wurde ja vorher erwähnt, die Frage der schwarzen kubanischen Bevölkerung. Die Muttergottes von Cobre gilt als die Mutter aller Kubaner, weil sie ja von einem Schwarzen zusammen mit zwei Indios aus dem Meer gefischt wurde. Sie wird immer dargestellt auf einer umgekehrten Mondsichel mit Sockel, und auf diesem sieht man ein kleines Boot mit zwei braunen und einem schwarzen Mann; das ist die klassische Ikonographie der Muttergottes von Cobre, und schon dadurch kommt ihr eine national-integrierende Wirkung zu. Das wird dadurch verstärkt oder ergänzt, dass sie eine der Schlüsselfiguren im afrokubanischen Kult der Santería ist. Die Santería ist eine Religionstradition aus dem westlichen Afrika, die sich unter der Sklavenbevölkerung Kubas weiterentwickelt ha-

ben und die bis heute unter der Übernahme äußerer Formen des Katholizismus praktiziert werden.

Die Gottheiten der Santería – es gibt eine andere Form, die ohne Gottheiten auskommt –, also die Gottheiten der Santería werden unter der Gestalt von katholischen Heiligenfiguren verehrt: der heilige Lazarus, die heilige Barbara und eben auch die Muttergottes von Cobre werden von den Angehörigen dieser Kulte als Abbilder verschiedener afrikanischer Gottheiten angebetet. In den Wallfahrtskirchen dieser Heiligen kommt es zu einer interessanten Mischung: Katholiken, die da knien und den Rosenkranz beten, zur Messe gehen wollen oder zur Beichte, finden sich neben Anhängern etwa des „Ochún“ in Cobre – das ist die Gottheit, die hinter der Virgen de Cobre verehrt wird.

Das ist seelsorglich eine spannende Herausforderung; vor jedem Gottesdienst gibt es in der Wallfahrtskirche von Cobre ausdrückliche Mahnungen, wer zur Kommunion gehen darf und wer nicht. Man weiß, dass viele aus anderen Gründen da sind. Die Farbe der Muttergottes von Cobre ist gelb, und wer sich auf die Wallfahrt zur Muttergottes von Cobre macht, zieht sich gelb an, vor allem die Anhänger Ochúns, aber auch die Katholiken. Vor der Kirche werden gelbe Blumen verkauft, die man in der Kirche darbringen kann. Auch dieser Ritus ist sozusagen ökumenisch. Theologisch ist das nicht einfach, aber diese Doppelbödigkeit des Heiligtums und der Jungfrau von Cobre bekräftigt die große integrative Rolle der „Virgen de la Caridad“ für alle Kubaner, auch bei den Bevölkerungsschichten, die von intellektuellen Themen erreicht werden. Cobre ist tief in der Volksreligiosität verankert, auch jenseits des katholischen Glaubens.

Übrigens wurde vor einigen Monaten der erste schwarze Bischof in Kuba geweiht, Silvano Pedrosa Montalvo, der neue Bischof von Guantánamo-Baracoa. Er wurde interessanterweise in der Kathedrale von Havanna geweiht, nicht in seiner eigenen Kathedrale. Das ist vielleicht auch nochmal ein Zeichen dafür, dass man auch in Kuba weiß, dass dies ein Thema von nationaler Bedeutung ist: endlich gibt es auch auf der Ebene der Bischofskonferenz einen schwarzen Kubaner.

Im Jahr 2012, in dem Papst Benedikt XVI. Kuba bereiste, unternahm auch die Jungfrau von Cobre eine große Kuba-Tour. Sie wurde vom Altar heruntergeholt, auf einer Art Papamobil installiert und bereiste dann über Wochen hinweg das ganze Land. Der Erfolg war durchschlagend, und sehr viele Menschen strömten überall zusammen. Es gab Gottesdienste, denn diese Kuba-fahrt der Jungfrau war eine katholische Veranstaltung und kirchlich organisiert. Aber das wurde auch vom Staat unterstützt. Die anderen Verehrer, die Anhänger Ochúns, haben sich wohl auch gefreut, dass die Virgen von Cobre überall vorbeikam. Ich erfuhr damals, dass das eine gewisse Beeinträchtigung des Besuchs von Benedikt XVI. bedeutete. Der fand kurz nach der Rundfahrt der Muttergottes statt, und angesichts der wiederholten Massen-Events konnte man eine leichte Müdigkeit spüren. Das trug dazu bei, dass der Besuch von Papst Benedikt dann eher klein gehalten wurde und weitgehend ohne große Masseneremonien auskam.

## VII. Andere Brücken

Wo kann die katholische Kirche noch Brücke sein, oder wo ist sie Brücke? Ich glaube, sie ist eine Brücke zur Emigration. Das ist ein großes Thema. Wir haben mehrfach von den Exilkubanern gesprochen, wobei bislang vor al-

lem von der ersten Generation von Exilanten die Rede war, und dann noch von der Massen-Ausreise per Boot vom Hafen vom Mariel. Aber es hat natürlich später auch noch viel Emigration gegeben. Vor einigen Jahren wurden die Ausreisebeschränkungen deutlich gelockert. Die meisten Kubaner finden jetzt eine Möglichkeit, Kuba zu verlassen, wenn sie unbedingt wollen. Das hat auch Druck aus dem System herausgenommen, und das ist auch ein Grund, warum die Lage letztlich stabil blieb. Es wird nicht zu solchen Szenen kommen wie damals an der Grenze zu Ungarn, die dann ja den Kollaps des Ostblocks mit herbeigeführt haben. Die Ventile wurden etwas geöffnet – deshalb kann Druck aus dem System entweichen.

Die Exilkubaner sind eine sehr heterogene Gruppe. Sie kommen mit verschiedenen Erfahrungen und unterschiedlichen familiären Hintergründen: Einige sind aus politischer Opposition weggegangen, andere in der neueren Zeit vor allem aus Frustration über die ökonomischen Verhältnisse. Die Exilkubaner haben sich an vielen Orten niedergelassen, vor allem aber in Florida. Dort spielt die Emigration politisch eine große Rolle und ist auch kirchlich eine sehr wichtige Kraft. Unter den Exilanten gibt es natürlich sehr viele Katholiken und auch viele Priester. Kardinal Ortega und auch die anderen Bischöfe Kubas haben auf diesem Weg immer wieder Priester verloren. Ich erinnere mich an ein Gespräch mit Kardinal Ortega über einen Mann, den wir beide gut kannten, den ich auch sehr geschätzt hatte, der aber ausgereist war. Ich sagte ihm, der Verlust tue mir leid. Der Kardinal entgegnete, dieser habe wenigstens Anstand gehabt und sei vorher gekommen, um ihm zu sagen: „Ich kann nicht mehr, ich muss an meine Kinder denken“ – das war kein Priester –, „ich gehe jetzt mit meiner Frau und meinen Kindern nach Miami.“ Andere, so der Kardinal, hätten ihn erst vom Flughafen in Miami nach der Ankunft angerufen, und das sei dann schon sehr bitter geworden.

Die Exilkubaner arbeiten sich an den kubanischen Themen weiterhin ab, vor allem die stärker politisch motivierten. Da gibt es auch Ressentiments gegen die katholische Kirche auf der Insel, die sich ja mit den Verhältnissen irgendwie arrangieren muss. Die Polarisierungen sind aber nicht so extrem wie im politischen Bereich. Innerhalb der katholischen Kirche ist es meistens doch noch möglich, eine Verständigungsebene zu finden, und die beiden Erzbischöfe von Miami und Havanna haben guten Kontakt miteinander. Die katholische Kirche bildet so eine wichtige Brücke hin zu den Exilkubanern.

Gelegentlich wird über deren Rolle für die Zukunft Kubas spekuliert. Ein Kubaner sagte mir: „Was auch immer hier passiert, wir haben das alles jetzt 60 Jahre ertragen, wir wollen nicht, dass irgendwann Leute aus Florida kommen und uns erzählen, wie es richtig geht.“ Auch das ist eine Facette des Selbstbewusstseins der Kubaner und führt noch einmal zu einer stärkeren Identifikation mit den bestehenden Verhältnissen.

Kardinal Ortega erzählte mir einmal, wie er mit Exilkubanern, die die bestehenden Verhältnisse auf Kuba völlig ablehnen, in einer lateinamerikanischen Hauptstadt unterwegs war. Als sie an den Favelas, den Slum-Gebieten der Metropole, vorbeikamen, da sagten diese Exilkubaner plötzlich mit einem Anflug von Patriotismus: „Aber so etwas gibt es bei uns daheim nicht.“ In der Tat, die wirtschaftliche Egalität auf allerdings sehr niedriger Ebene führt auch dazu, dass es diese Verelendung in Kuba nicht gibt, die man in vielen Metropolen Südamerikas vorfinden kann.

## VIII. Neueste Entwicklungen

Präsident Trump hat die diplomatischen Beziehungen mit den USA wieder reduziert, wobei – wenn ich es richtig verfolgt habe – da noch nichts formal wirklich Wichtiges passiert ist. Auf der informellen Ebene hat es allerdings eine große Störung gegeben. Vor etwa zwei Jahren gab es in Havanna unerklärte Krankheitsfälle beim diplomatischen Personal, insbesondere der US-amerikanischen Botschaft, es betraf aber auch ein paar Kanadier. Bis heute ist nicht geklärt, was da vorgefallen ist. Berichtet wurde über seltsame Geräusche und andere Vorfälle im Wohnumfeld der Diplomaten. Man vermutete Schallwellen im nicht hörbaren Bereich, die neurologische Schäden verursachen; das scheint sich aber nicht bestätigt zu haben. Die kubanische Regierung erklärte, ihr sei nichts bekannt und sie habe damit nichts zu tun. Ich halte das für plausibel, auch wenn man sagen muss, dass die Regierung sonst schon immer sehr gut informiert ist. Es gibt die Theorie, hier könnten amoklaufende Geheimdienstmitarbeiter am Werk sein, also kubanische Geheimdienstler, die außerhalb jeder Autoritätsstruktur auf eigene Faust Techniken ausprobieren. Es war auch von Nordkorea die Rede, was mir plausibler erscheint. Kurioserweise sind vor kurzem die gleichen Störungen bei Konsulatsangehörigen in Guangzhou in Südchina aufgetreten. Auch dort wurde das Personal wie in Kuba evakuiert und nach Amerika zurückgebracht, mit den gleichen Symptomen. Die Störungen haben bei einigen Angehörigen des diplomatischen Dienstes zu permanentem Hörverlust geführt, also durchaus gravierend. Infolgedessen wurde das Personal der Botschaft in Havanna drastisch reduziert, und das hat natürlich die diplomatischen Beziehungen auf der praktischen Ebene sehr erschwert. Visum-Anträge werden einfach nicht mehr bearbeitet, weil niemand mehr da ist, der die Arbeit machen kann, oder jedenfalls in weit geringerem Umfang. Das hat also die Beziehungen nochmal verschlechtert bzw. in der Breite reduziert.

Als wir Missionsbenediktiner 2008 nach Kuba gegangen sind, waren noch viele Öffnungstendenzen, die wir vorher so schön beschrieben bekommen haben, spürbar: Lockerung im wirtschaftlichen Bereich, Erleichterung für Privatunternehmen, Freigabe von neuen Wirtschaftssektoren. In den letzten Jahren ließ sich eine deutliche Rückkehr zur sozialistischen Orthodoxie wahrnehmen; einige liberalisierte Bereiche wurden wieder stärker in die Staatswirtschaft integriert. Der Staat versteht sich nach wie vor und mit neuer Kraft als Hauptakteur der Wirtschaft. Staat heißt in diesem Fall tatsächlich Militär; das haben wir vorher schon gehört. Es war kürzlich davon die Rede, dass innerhalb der nächsten Jahre hunderttausend neue Touristenbetten errichtet werden sollen. Damit wird die jetzige Kapazität mehr als verdoppelt, und zwar alles im Staatssektor.

Das ist offenbar ein Versuch, die privatwirtschaftlich etablierten touristischen Unternehmen, diese kleinen Restaurants, diese kleinen Privatunterkünfte, auch ökonomisch wieder an den Rand zu drängen. Man bemerkt das auch an den Ressourcen im Land. Wir müssen ein Kloster bauen, aber das wird dadurch erschwert, dass Baumaterialien noch schwerer zu bekommen sind als zuvor, weil derzeit das Militär sehr stark in den Tourismus-Sektor investiert. Die Baumaterialien werden durch den Staat zugeteilt, und wenn es staatseigenen Bedarf gibt, dann hat der immer Vorrang vor dem Bedarf von Dritten, wie zum Beispiel einer kleinen



Foto: dpa/Arturo Mari

*Papst Johannes Paul II. – hier mit Staatschef Fidel Castro bei einer Messe auf dem zentralen Platz der Revolution – trug durch seinen Besuch auf Kuba im Jahr 1998 entscheidend zur Öffnung des Landes bei.*

Gruppe von Benediktinern, die eine Käseerei eröffnen möchten.

Ja. Was hat sich geändert? Der Kardinal ist seit zwei Jahren im Ruhestand. Es gibt einen neuen Erzbischof, Juan de la Caridad García Rodríguez. Das ist ein Erzbischof, der sehr stark dem Bild des Bischofs entspricht, das Papst Franziskus skizziert hat. Der Papst hat ja gesagt, der Hirte soll nach den Schafen riechen, nach der Herde. Der neue Erzbischof ist tatsächlich ein Vollblutseelsorger. Das merkt man ihm an; das bezeichnet auch seinen ganzen Hintergrund und seine Erfahrung. Der Vorgänger-Erzbischof, der Kardinal, hat auch sehr stark auf anderen Ebenen gearbeitet. Er war in gewisser Weise auch ein Kirchenfürst, auch schon im Auftreten. Er verkehrte mit den Mächtigen der Welt auf Augenhöhe. Der Habitus des Auftretens des Nachfolgers entspricht viel mehr dem von Papst Franziskus. Man kann Veränderungen beobachten. Die Kirche konzentriert sich sehr stark auf ihre eigenen pastoralen Herausforderungen. Die sind in der Tat gewaltig und ich glaube, dass das gut ist.

## IX. Ausblick

Umbruch, wie es so schön auf der Einladung zum heutigen Seminar heißt, oder Wandel? Natürlich gibt es Wandel. Die alten Herren sind weg – Fidel, Raúl, der Kardinal. Eigentlich möchte ich noch Eusebio Leal Spengler dazuzählen, den Stadthistoriker, wie sein offizieller Titel lautet. Das ist der oberste Denkmalpfleger von Havanna – man kann das aber überhaupt nicht vergleichen mit jemandem, der diese Aufgaben in Deutschland hat. Er war im Grunde der Administrator der Altstadt von Havanna, die er sehr klug renoviert und auch wirtschaftlich wiederbelebt hat. Er schuf ein kleines Imperium, einschließlich des Imports all der Dinge, die gebraucht wurden. Er ist ein kulturell katholisch geprägter Intellektueller, der weltweites Ansehen genießt. In den letzten Jahren hat er allerdings seinen Einfluss zum Teil verloren. Einige Funktionen hat er noch, aber längst nicht mehr so viele wie noch vor drei Jahren. Diese vier großen alten Herren sind nicht mehr da.

Was wird sich jetzt ändern? In der Diözese, das habe ich schon gesagt, ste-

hen die pastoralen Fragen im Vordergrund. Was der neue Präsident machen wird, kann ich gar nicht einordnen. Darüber wissen die Politikwissenschaftler unter uns besser Bescheid. Er repräsentiere Kontinuität, hat er gesagt; das musste er sicher auch sagen, denn sonst kommt man nicht an diese Stelle, die er jetzt innehat. Wird es trotzdem Veränderungen geben? Nun, alles fließt, selbst wenn Stabilität die Parole ist. Wenn es zur Lähmung kommt, erzeugt das ja wieder andere Veränderungen. Man kann Veränderung gestalten und man kann sie erleiden. Ob in Kuba in den nächsten Jahren Veränderung gestaltet wird oder nur erlitten, das weiß ich noch nicht.

Wir Benediktiner sind geduldig. Wir sind der älteste Orden in der katholischen Kirche und seit 1.500 Jahren dabei. Ich habe meinen Mitbrüdern in Kuba gesagt, dass das Leben auf Kuba nicht leicht ist. Aber unser Leben ist immer noch etwas erträglicher als das der normalen Kubaner. Wir können dort leben und wir wollen da bleiben und dabei. Das ist unsere benediktinische Form der Solidarität. □

# Kuba – Insel aus einer anderen Zeit

Christoph Röckerath

Lange hatten wir gegrübelt, wie wir unseren Film über Kuba nennen sollten. Ein Filmtitel muss mindestens zwei Funktionen erfüllen: neugierig machen und einen Eindruck des Inhalts vermitteln. Am Ende beschrieb der Titel schlicht das Gefühl, das mich die ganze Zeit über auf Kuba begleitet hatte: „Insel aus einer anderen Zeit“. Doch dieser Titel ist mehr als ein subjektiver Eindruck. Er ist vor allem eine These, wenn es um den Versuch geht, die Widersprüche Kubas zu beschreiben, was ich im Folgenden entlang und anhand der Entstehungsgeschichte unseres Filmes versuchen möchte. Der Blick hinter die Kulissen unserer Produktion soll einen Blick hinter die malerischen Kulissen Kubas ermöglichen. Die Dokumentation entstand zwar bereits Ende 2011, und seitdem hat sich einiges getan. Die wesentlichen Beobachtungen aber behalten ihre Gültigkeit und wurden für diesen Beitrag wo nötig überprüft und aktualisiert, ergänzt um einen kurzen Abriss der jüngeren politischen Entwicklung und deren Folgen. Warum also „Insel aus einer anderen Zeit“? Der Titel als These lässt sich von vielen Seiten beleuchten.

## I. Eine Momentaufnahme Kubas

Kuba ist ein Sehnsuchtsort. Das Klischee der Karibik, das Licht, die Musik, die Lebensfreude. Buena Vista Social Club, rund um die Uhr. Eine Utopie jenseits unseres Alltags, abseits unserer auf Effizienz getrimmten Gesellschaft. Kuba hat etwas von einem bewohnten Freilichtmuseum. Oldtimer, alte Paläste, Dampflokomotiven und Ochsenfuhrwerke. Die Regierung wirkt hin- und hergerissen zwischen notwendiger Modernisierung und Beibehaltung, weil letzteres die Touristen fasziniert. Insel aus einer guten alten Zeit, könnte man – leichtfertig – meinen.

Politisch steht Kuba für eine Idee, die bislang den Beweis schuldig geblieben ist, mehr als eine Utopie zu sein: das Ideal des perfekten Sozialismus – unter Palmen. Eine Phantasie, wie es hätte sein können, wenn die Geschichte anders verlaufen wäre. Ohne Kubakrise, ohne US-Sanktionen. Ohne den Zusammenbruch der sozialistischen Bruderländer.

Kuba ist auch nach Innen eine Insel aus einer anderen Zeit, so lange das Erbe der Castro-Brüder besteht, was unter dem neuen starken Mann an der Spitze, Miguel Diaz-Canel, bisher der Fall zu sein scheint. Das nationale Narrativ ist streng rückwärtsgerichtet. Den alten Parolen, den Revolutionshelden, die längst abstrakte Ikonen sind, begegnet man überall. Selbst im allgegenwärtigen Mangel scheinen für die Pflege ihrer Abbilder noch Mittel vorhanden. Dabei handelt es sich um ein abgeschlossenes Narrativ, das nicht hinterfragt werden darf. Die Intrigen und Kämpfe der Revolutionäre untereinander, der mutmaßliche Mord an Camilo Cienfuegos – sie sind tabu. Dabei funktioniert das Narrativ kaum noch: längst sind die westlichen Ikonen bei jungen Leuten angesagter als die alten Revoluzzer aus dem Dschungel. Dennoch bleibt der Revolutionsmythos unantastbar. Das hat uns während der Dreharbeiten vor Probleme gestellt. Dazu später mehr.

Noch immer definiert sich die Politik über diesen Mythos aus einer anderen



Christoph Röckerath, Korrespondent und stellvertretender Studioleiter des ZDF-Landesstudios Bayern

Zeit. In ihm ist auch die, für autoritäre Systeme wichtige Abgrenzung nach außen angelegt, die Pflege eines Feindbildes, hier der USA. Auch dies in der Realität ein Relikt aus einer anderen Zeit, da die Beziehungen längst vielschichtig und die USA ein lebensnotwendiger Handelspartner sind.

Mit dem offiziellen Festhalten an einer sozialistischen Planwirtschaft verhält es sich ähnlich. Die reine Lehre gilt lange nicht mehr. Die Regierung erlaubt privatwirtschaftliche Initiativen und den Zustrom von Gütern und Geld der US-Exilkubaner an ihre Verwandten auf der Insel. Dies löst einen Teil der Versorgungsprobleme, sorgt aber auch für eine wachsende Ungleichheit. Kurz: „Insel aus einer anderen Zeit“ umschreibt den widersprüchlichen Charakter Kubas in vielerlei Hinsicht. Diese Widersprüche eines Staat gewordenen Anachronismus machen seine Faszination aus. Kuba bietet sich somit auch als vielschichtige Projektionsfläche für die eigene Agenda an. Dies zeigte sich auch an den vielfältigen Reaktionen des Publikums auf unseren Film: Uns erreichte eine große Zahl Zuschriften – von überschwänglichen Lob bis zu wüsten Beschimpfungen. Wir hätten den Sozialismus wahlweise verherrlicht oder diffamiert, die Rolle der USA vernachlässigt oder übertrieben. Auf YouTube erschien sogar eine komplett neu geschnittene Version eines unbekanntenen Nutzers, die die angebliche „US-imperialistische Propaganda“ zu „korrigieren“ suchte.

Kurioser Höhepunkt war die direkt an den Intendanten des ZDF gerichtete Beschwerde eines Verbandes von Zigarrenrauchern, die im Fehlen einer Episode über die kubanische Zigarrenindustrie eine Indoktrinierung der Gebührenzahler mit einer Nichtraucher-Ideologie zu erkennen glaubte. Nichtraucher-Lügenpresse sozusagen. Tatsächlich hatten wir für den Film in einer Zigarrenfabrik gedreht, doch in der Endversion fanden wir andere Geschichten aussagekräftiger, so dass die Zigarrenepisode dem Schnitt zum Opfer fiel. Allerdings brachten wir sie in einer Kurzform in den „heute“-Hauptnachrichten, um mit diesem zugänglichen Thema Lust auf

den Film zu machen. Von einer Nichtraucher-Zensur konnte also keine Rede sein.

## II. Die Dreharbeiten auf Kuba

Jedes Jahr sendet das ZDF einen Winterschwerpunkt. Rund um die Feiertage sollen aufwändig produzierte Dokumentarfilme den Fokus auf unterschiedliche Regionen lenken, unter einem Oberthema. Sie sollen ein breites Publikum ansprechen, zugleich aber unserem öffentlich-rechtlichen Anspruch gerecht werden, journalistisch in die Tiefe zu gehen. Zum Jahreswechsel 2011/2012 bestand dieser Winterschwerpunkt aus zwei Dokumentationen über die sogenannten Tigerstaaten in Asien, in denen ein rasanter Aufschwung und Umbruch zu beobachten ist, und aus unserem Film über Kuba, wo dieser Umbruch bestenfalls in Andeutungen zu beobachten ist. Da die Karibik ZDF-intern in das Berichtsgebiet des Studios Washington fällt, war ich als damaliger USA-Korrespondent für diese Aufgabe zuständig.

Eigentlich alles andere als eine ideale Ausgangslage. Das US-Embargo gegen Kuba war noch voll in Kraft. Es gab keine direkten Verbindungen, keine diplomatischen Beziehungen. Allerdings stand, bis 2015 die alte Botschaft wiedereröffnet wurde, auf der 16th Street in Washington, die direkt auf das Weiße Haus zuläuft, ein kleiner grauer Flachbau, kaum größer als eine Garage. Dieser gehörte offiziell zur Schweizer Botschaft, war aber das „Office of Cuban Affairs“, in dem ein einsamer Gesandter Dienst tat.

Diesen galt es als ersten für die Idee zu erwärmen. Wir luden ihn in unser Studio ein, reichten Kaffee und Gebäck und warben für einen Film, der den deutschen Zuschauern die Schönheit seines Landes präsentieren sollte. Wir hatten bereits ein paar Ideen recherchiert, wurden aber nicht allzu konkret. Zur Besprechung kamen wir mit mehr Kollegen als eigentlich notwendig, um ihn gebührend zu umwerben. Am Ende des freundlichen Gesprächs, als bis auf meinen Studioleiter Ulf Röller und mich alle draußen waren, fragte uns der Gesandte schüchtern, ob er den Rest der Kekse vielleicht mitnehmen könne. Sein Sohn würde sich darüber sehr freuen, solche Süßigkeiten gebe es nicht so oft. Natürlich durfte er, aber wir hatten Mühe, unsere Verblüffung zu verbergen. Die Mangelwirtschaft Kubas machte auch vor dem Gesandten in Washington nicht halt.

Die ganze Vorbereitung war ein Balanceakt aus Wohlwollen bei den Behörden erzeugen und ehrlichem Umgang mit ihnen. Auch während der Dreharbeiten ging es darum, journalistisch unabhängig zu bleiben und gleichzeitig auf Betroffene Rücksicht zu nehmen. Wir konnten schließlich wieder ausreisen, unsere Gesprächspartner nicht.

Schon die Reise in das Land war sehr umständlich und nur über Drittländer möglich. Wir flogen nach Kanada, mussten dort komplett auschecken und dann den separaten Flug nach Kuba bestiegen. Das Visum erhielten wir in Havanna auf einem extra Zettel, damit die amerikanischen Grenzbeamten bei der Rückreise den verräterischen Stempel nicht im Pass finden konnten. In Havanna mussten wir dann das Hotel Nacional bewohnen, wo es eine eigene Etage für ausländische Journalisten gibt, vermutlich, so scherzten wir, weil Personal und Technik nicht ausreichten, um das ganze Hotel abzuhören.

Erster Termin war ein ausführliches Treffen mit einer Beauftragten des CPI, Centro de Prensa Internacional, der allmächtigen Pressebehörde. Geplant

waren zwei Reisen à ca. zehn Tagen. Sie hatte für jeden Tag Drehpläne erstellt: Treffen mit einer Gruppe alter Musiker. Besichtigung der Pionierschule. Dreh am Strand. Besichtigung eines Vorzeigebetriebs (Zigarren). Dreh in einer Ballettschule. Dreh einer Sportschule. Treffen mit einer Gruppe alter Musiker. Dreh eines Vorzeigebetriebs (Rum). Dreh am Strand. Dreh eines prominenten Künstlers. Dreh einer Gruppe alter Musiker. Eben genau so, wie sich das Regime eine „Dokumentation“ über Kuba wünscht. Viele Vorschläge konnten wir nach langer Diskussion abwenden, andere nicht. Wir haben sie dann brav gedreht, wissend, dass sie wenig Chancen haben, im Film vorzukommen, weil es eine Verzerrung der Realität bedeutet hätte, Kuba auf das Idealbild der Regierung zu reduzieren. Trotzdem war auch dies Teil der Realität, und so waren einige der Vorschläge durchaus hilfreich.

So etwa die berühmte Ballettschule von Litz Alfonso. Der Legende nach schenkte ihr Fidel Castro einst persönlich das Schulgebäude im Zentrum von Havanna. Tausende Mädchen träumen jedes Jahr davon, aufgenommen zu werden. Das Ballett tourt um die Welt. Abgesehen von den schönen Bildern, war dieser Dreh auch inhaltlich wichtig, und so ließ sich beides verbinden – der Wunsch des Staates und unser journalistischer Anspruch. Denn die Kunst ist ein Weg des Aufstiegs in Kuba, vorausgesetzt, sie hinterfragt das System nicht. Litz Alfonso, eine kubanische Berühmtheit, gab uns ein souveränes Interview. Sie war glaubhaft überzeugt von ihrem Land, weil es ihr ermöglicht hat, sich ganz auf den Tanz zu konzentrieren. Grenzenlose Verwirklichung in einer abgeschlossenen Nische. Ein klassischer Widerspruch Kubas und eine Form des Überlebens. Alle, die wir getroffen haben, haben sich irgendwie eingerichtet. Die Tendenz der Menschen, sich ihre eigene Welt zu schaffen, ins Innere Exil zu gehen, begegnete uns im ganzen Land. Die Menschen reden nicht offen, sondern verklausuliert. Neigen dazu, das Positive hervorzuheben. Der Rest ist lächelndes Schweigen. Die viel beschriebene Fröhlichkeit in Kuba wird daher oft mit Leichtigkeit verwechselt. Sie ist das Gegenteil, aber notwendig, um nicht negativ aufzufallen, um zu überleben.

Das Gegenstück zu Litz Alfonso haben wir ganz in der Nähe gefunden. In Alamar, einem Vorort von Havanna, in den sich kein Tourist je verirren dürfte. Heruntergekommene Plattenbauten mit abblätternder Farbe, Müll und tiefe Pfützen in gewaltigen Schlaglöchern. Dort haben wir David d’Omni getroffen, einen Rapper, der international einen immerhin bescheidenen Erfolg hat, ohne Hilfe des Staates. Anhand seines Beispiels konnten wir zeigen, was es heißt, wenn das System einem die kalte Schulter zeigt. Aber auch, wie ineffizient der Apparat sein kann. In einem Regime, das Individualität und Eigeninitiative misstraut, stoßen deren Vertreter schnell an Grenzen, wenn jemand nicht ins Schema passt. So hat David es geschafft, sich aus der Wehrpflicht herauszureden. Vor den Militärs hatte er eine philosophische, aber augenscheinlich systemtreue Abhandlung vorgetragen. Er erklärte den irritierten Offizieren, worunter der Geist der Revolution im real existierenden Kuba leide und warum ihm diese Erkenntnis so viel Freiheit schenke, dass ihn die Aussicht auf Gefängnis, womit die Verweigerung des Wehrdienstes normalerweise bestraft wird, nicht schrecken könne. Die Folge war, dass ihn die Militärs erst zum Psychiater und dann nach Hause geschickt haben.

Als wir dort mit ihm drehten, tauchte irgendwann eine Aufpasserin der Partei

auf. Die Dame verbot uns, zu drehen, verlangte Papiere, verfügte selbst über unzählige eigene, und lieferte sich vor allem mit unserer Producerin Steffi Riess, die sich verbal sehr zu wehren weiß, ein längeres Wortgefecht. Irgendwann hat auch sie dann einfach aufgeben. Widerworte war sie nicht gewohnt. Interessant zu beobachten war, dass viele Anwohner zugeschaut haben, aber Abstand hielten. Keiner wollte sich einmischen, dabei musste jemand die Dame gerufen haben. In dem Moment hatte ich eine schwierige Entscheidung zu treffen: Die Episode drehen oder nicht? Ein Dreh hätte als Provokation aufgefasst werden können. Da wir noch am Anfang unserer Reise waren, wollte ich nicht riskieren, wegen so einer Geschichte des Landes verwiesen zu werden.

Weniger Glück hatten wir einige Zeit später, bei einem Dreh in Santiago de Cuba, im Süden des Landes. Hier sind weniger Touristen. Die Stadt wirkt ärmerlicher, rauer. Santiago gilt als die Wiege der Revolution. Das Regime ist strikter als in Havanna. Unser Ziel war die Pionierschule der Castro-Brüder, die im ehemaligen Familiensitz der Rum-Dynastie Bacardi untergebracht ist. Dort wurden wir Zeuge, wie die Jüngsten mit den Parolen von einst indoktriniert werden. Natürlich ging dieser Dreh auf einen Vorschlag der Pressebehörde zurück. Wie bizarr das Szenario auf ein ausländisches Publikum wirken musste, blieb ihnen anscheinend verborgen. Ebenfalls verborgen blieb ihnen, dass die Kinder nach den brav und lauthals aufgesagten Parolen auf dem Schulhof („Nieder mit den USA!“) keine Che Guevaras auf den Asphalt malten, sondern Nike Turnschuhe und andere amerikanische Markenikonen.

Die Schule liegt in einem malerischen, aber heruntergekommenen Villenviertel. Auch diese Umgebung filmten wir, zunächst unbehelligt. Am Nachmittag drehten wir schließlich die vom Ministerium bereitgestellten alten Musiker, eine im Rahmen des „Buena Vista Social Club“-Hypes auch international bekannt gewordene Formation namens „Los Jubilados“. Doch dann wurden wir festgenommen. Es kamen mehrere Motorräder und Polizisten in Zivil. Schnell machte ich ein paar Fotos. Unsere bis dahin so fröhlichen und glücklich-in-Kuba-leben-zu-dürfenden Musiker hielten mit ernster Miene Sicherheitsabstand. Keiner war dazu bereit, für uns ein gutes Wort einzulegen. Wir mussten mit auf die Wache. Dort erfuhren wir, was der Grund für die Festnahme war. Wir hatten am Morgen in der Nähe der Pionierschule in einer Straße gedreht, in der Fidel Castro ein Haus besitzt. Wo genau, sei geheim. Eine Staffel der Zivilpolizei hätte uns daraufhin den ganzen Tag über beschattet, sei zu dem Schluss gekommen, dass unser Verhalten verdächtig sei und habe nun zugegriffen. Von unserem genehmigten Dreh wussten sie nichts. Stichwort: Effizienz.

Ich persönlich fand die Episode zwar unangenehm, weil sie den eng gesteckten Drehplan durcheinander brachte, aber auch amüsant, weil ich mir sicher war, dass wir die Sache aufklären könnten. Doch als ich sah, dass unser kubanischer Tontechniker, ein gestandener, erfahrener Kollege, tatsächlich Angst hatte und überhaupt nicht mehr er selbst war, wurde mir klar, was es heißen kann, in so einem System verhaftet zu werden. Zum Glück ließ sich die Angelegenheit nach anderthalb Stunden aufklären. Ich sollte die Bilder meiner Kamera löschen. Kontrolliert wurde es nicht. Insgesamt soll es Dutzende solcher Straßen geben, in denen Aufnahmen streng verboten sind, weil die Castros dort Häuser besitzen. Tatsächlich weist ein kleines Schild darauf hin, wie



Foto: dpa/Olcardo Barría

*Miguel Diaz-Canel – hier auf einer Regierungskonferenz der Karibik-Staaten – ist seit dem 19. April 2018 Staats- und Regierungschef von Kuba. Ob er weitreichende Reformen einleiten wird, scheint sehr fraglich.*

wir nachher sahen. Das habe ich dann aber lieber nicht fotografiert.

### III. Havanna – die Stadt der Widersprüche

Unsere Reise durchs Land hat nicht nur das widersprüchliche Verhalten der Staatsmacht – omnipräsent, aber wenig effektiv – dokumentiert. Auch die vom sozialistischen Ideal weit entfernten Unterschiede, was Wohlstand und Wohnsituation betrifft, werden sichtbar, wenn man sich umschaut. Das breiteste Spektrum findet sich in und um Havanna. Mit mehr als zwei Millionen Einwohnern die größte Metropole der Karibik. Weite Teile der Stadt zerfallen, aber ein kleiner Teil wird intensiv restauriert für den Tourismus, überwiegend mit Hilfgeldern und Joint Ventures aus dem Ausland.

Das Problem Havannas ist, dass der pittoreske Zerfall jedes Jahr teurer wird und das Leben für die Einwohner immer beschwerlicher. Ein alter kolonialer Palast ist nur so lange malerisch, wie man ihn nicht selbst bewohnen muss, mit seinen undichten Dächern und Fenstern, den baufälligen Treppenhäusern, den Leitungen, aus denen nur ein Rinnsal braunes Wasser fließt. Je länger man wartet mit Investitionen, desto teurer wird es. Das führt zu einer Konzentration auf wenige Bereiche. So die Gegend zwischen Kapitol und Plaza Vieja: Diese bilden die Kulissen für die Kataloge. Nicht nur für Touristen.

Wir trafen zufällig auf ein Fotoshooting einer kanadischen Modefirma. Ein Fotomodell präsentierte Mode für eine Jahreszeit, die es hier nie gibt: Herbst. Kuba als Kulisse für alles, was man darin sehen möchte, so lange man nicht hinter die Fassaden schaut. In der res-

taurierten Altstadt würde man dabei auf frischen Stahlbeton treffen. Die Bausubstanz der Paläste ist meist bis auf die Fassade nicht mehr zu retten.

Im Rest der Altstadt erlaubt der Blick hinter die Kulissen auch einen Blick hinter die Fassade der staatstragenden Mythen. Denn hier trifft man auf Menschen, die in einem Elend leben, das mit dem kubanischen Selbstverständnis nicht vereinbar ist. Einer von ihnen ist ein alter Veteran namens Eduardo, den aber alle wegen seines Bartes nur „Hemingway“ nennen. Nur zwei Blöcke vom touristischen Teil Havannas entfernt, sitzt er täglich auf den Stufen vor seiner Wohnung. Seine Geschichte ist einzigartig und doch typisch. Hätten wir sie im Film vollständig berichtet, hätten wir und das ZDF Schwierigkeiten bekommen, denn sie greift die Fundamente des nationalen Narrativs an. Ein marrotes Viertel zu zeigen wie beim Rapper David ist das eine. Den Revolutionsmythos zu hinterfragen, etwas ganz anderes.

Eduardo war ein echter kubanischer Held. Sein Leben lang Soldat und überhäuft mit Orden. Als Kind hatte er in der Schweinebucht gekämpft, später in Afrika. In der DDR war er an sowjetischen Raketen ausgebildet worden. Eine seiner Auszeichnungen trug die Unterschrift Fidel Castros – sein ganzer Stolz. Im Film deutete ich an, dass er uns die Erinnerungstücke draußen zeigt, weil seine Wohnung zu eng ist. Das war das maximale, was ich sagen wollte. Er wäre durchaus bereit gewesen, uns auch seine Wohnung zu zeigen. So überschwänglich glücklich wirkte er, mit Fremden seine Lebensgeschichte teilen zu können. Doch mein Kameramann, der in Kuba lebt und unser kubanischer Tontechniker bat mich inständig, dar-

auf zu verzichten. Denn seine Wohnung, in der er mit Frau und Sohn lebte, bestand nur aus einem dreieckigen fensterlosen Raum voller Habseligkeiten, einem Campingkocher als Herd, einer Schüssel als Waschbecken und einer verdreckten Matratze. Eduardo schien seinen Frieden damit gefunden zu haben, dankte gar dem Staat, dass er mitten in Havanna wohnen durfte. Er hatte sich buchstäblich in seiner Nische eingerichtet. Wenn aber das deutsche Fernsehen zeigen würde, was der Staat für einen vielfach ausgezeichneten Helden der Revolution tatsächlich übrig hatte, hätte es einen Skandal gegeben, der auch meinen beiden Kollegen Schwierigkeiten hätte bereiten können. Und so blieb die Kamera draußen.

### IV. Ein Blick über den Tellerrand

Sobald man Havanna verlässt, wird die Situation übersichtlicher. Kuba ist ein Paradies für Naturfreunde. Weites, weitgehend ungenutztes Land. Fruchtbare Brachen und Wildnis. Da Kuba die Ressource Natur kaum nutzt, kann sich das Land immer noch nicht ernähren, ist auf Importe angewiesen. In Havanna klappt das in der Regel gut. Doch weiter draußen gibt es immer wieder Engpässe. Dabei ist die Versorgung für alle nicht nur aus den offensichtlichen Gründen essenziell. Sie ist eines der zentralen Versprechen der Revolution gewesen. Manifestiert in der Libretta, dem Guttscheinheft mit den Grundnahrungsmitteln und Konsumgütern, auf die jeder Kubaner Anspruch hat. Vor ihr und dem Mangel, den sie symbolisiert, sind alle gleich. Denn die staatlichen Gaben reichen nicht zum Leben.

Besonders deutlich wurde das, als die Menschen fast vollständig auf sie ange-



Foto: dpa picture alliance/Martin Moxter

Investitionen in Luxusressorts, Yachthäfen und andere touristische Attraktionen rund um die Stadt Varadero zeigen, dass Teile der Inselökonomie schon sehr stark international ausge-

richtet sind. Bei vielen anderen ökonomischen Fragen ist allerdings weiter dezidierte Abschottung zu beobachten, und auch Versorgungsengpässe gibt es nach wie vor.

wiesen waren, während der Sonderperiode nach 1989. Mit dem Zusammenbruch des Ostblocks fielen die wichtigsten Partner Kubas weg. Kuba verlor 85 Prozent seines Außenhandels. Zeitweilig gab es sogar wieder Hunger auf der Insel. Die Sonderperiode gab den entscheidenden Ausschlag für wirtschaftliche Entwicklungen, die noch heute andauern. Als Gegenmaßnahme setzte die Regierung fortan auf Tourismus und auf eine vorsichtige wirtschaftliche Öffnung. So sind im Tourismusbereich Joint-Ventures mit ausländischen Partnern möglich. Etwa in Varadero, unweit von Havanna, wo internationale Touristikunternehmen einen Küstenstreifen aus Sand und Beton gebaut haben, der sich überall in den Tropen befinden könnte.

In den letzten Jahren wurde die Öffnung noch ausgeweitet. Inzwischen gibt es im begrenzten Maße Landwirtschaft in Eigenregie. Wer Brachland urbar macht, darf einen Teil des Ertrags für eigenen Profit vermarkten. Auch können Kubaner Casas Particulares, eine Art Bed and Breakfast, oder Paladar genannte private Restaurants betreiben. Allerdings bringt dies auch neue Probleme. Im gleichen Maße, wie die Kubaner Geld und Profit entdecken, wächst die Ungleichheit, die sozialen Sprengstoff mit sich bringt. Beschleunigt wird diese Entwicklung durch die zwischenzeitliche Annäherung an die USA. Harte Währung erreicht das einfache Volk. Ursprünglich hatte die Regierung 1994 extra eine eigene, an den Dollar gekoppelte Währung, den CUC, eingeführt, um dieses Einsickern in den geschlossenen sozialistischen Kreislauf des kubanischen Peso zu verhindern. Doch diese Schlacht gilt als verloren. Der CUC soll in naher Zukunft abgeschafft werden.

#### V. Sorgenkind USA

Die USA waren immer wieder Thema auf unseren Reisen. Beide Staaten waren einander stets eng verbunden,

auch in der Feindschaft. Beide Seiten nutzen das Verhältnis bis heute vor allem innenpolitisch.

Das US-Embargo gehört zu den wichtigsten Propagandainstrumenten der kubanischen Regierung. Es ist schlicht die Wurzel allen Übels. Jeder Gesprächspartner erinnert einen daran, wenn er nicht mehr weiter weiß. Dieses Mantra schweißt zusammen. Es dient als Entschuldigung für Versäumnisse und als Rechtfertigung für die repressiven Maßnahmen des Staates. Dabei ist die Realität längst eine andere. Zum einen haben die USA das Embargo zur Zeit der Sonderperiode gelockert, Medikamente und Nahrung weitgehend ausgenommen. Zum anderen hat Raul Castro schon 2010 angedeutet, dass Kuba weitergehende Probleme als das Embargo hat. Tatsächlich sind die USA einer der wichtigsten Handelspartner Kubas.

Auch die USA betrachten Kuba inzwischen primär innenpolitisch. Die Exilkubaner sind ein wichtiger Machtfaktor in Florida und über den US-Kongress auch in Washington vertreten. Florida ist ein wichtiger Swing State, mit vielen Wahlmännerstimmen. Aufgrund des Mehrheitswahlrechts kommt es gerade hier auf jede Stimme an. Florida kann darüber entscheiden, wer Präsident wird und wer nicht. Zuletzt haben wir das im Jahr 2000 erlebt, nämlich bei George W. Bush gegen Al Gore. Da waren es wenige tausend Stimmen. Und auch bei den Zwischenwahlen im November 2018 machten wenige Stimmen den Unterschied. Diesen können allein die Exilkubaner ausmachen. Das erklärt den besonderen Fokus von Republikanern und Demokraten auf Kuba. Inhaltlich wird jede Entscheidung bezüglich Kuba heftig diskutiert. Gerade die Vertreter der Exilkubaner versuchen sich an dem Spagat, Maßnahmen zu ermöglichen, die das Leben der Landsleute erleichtern, ohne dabei Gefahr zu laufen, damit auch das

verhasste Regime zu stabilisieren.

Es war daher nicht ohne Risiko, als Barack Obama nach seinem Amtsantritt einen vorsichtigen Annäherungskurs einleitete und folgerichtig erst in seiner zweiten Amtsperiode, als er nicht mehr zur Wiederwahl antreten konnte, die wirklich großen Schritte vollzog: Die Wiederaufnahme diplomatischer Beziehungen 2015 sowie des Post- und Flugverkehrs und 2016 gar der Staatsbesuch bei Raul Castro.

Obama hat damit auch in Kuba etwas bewegt. Es kam zu einer spürbaren Aufbruchstimmung. „Hope“ – das Versprechen, das Obama den Amerikanern gegeben hatte, erreichte Kuba. Es floss Geld. Zum einen, weil Obama die Beschränkungen des Kapitalflusses vonseiten der Exilkubaner aufheben ließ. Zum anderen, weil die neuen Töne auf beiden Seiten die Bereitschaft wachsen ließ, die vorhandenen gesetzlichen Möglichkeiten stärker auszunutzen. Die kapitalistischen Tendenzen verstärkten sich. Die erwähnten Casas Particulares (Bed and Breakfast) vermehrten sich, der Tourismus nahm zu. Es entstand eine Art Immobilienmarkt. Standen zur Zeit unserer Dreharbeiten die Kubaner noch auf dem Prado, einer Prachtstraße in Havanna, und versuchten, ihre geerbten Häuser eins zu eins zu tauschen, standen nun Exilkubaner aus den USA daneben und versuchten, mit harten Dollars Häuser aufzukaufen. Welten prallten aufeinander. Kubaner übten sich im Kapitalismus, ausgerechnet mit Amerikanern, die dies von klein auf gelernt hatten.

Dazu kam das Internet nach Kuba. Zunächst in Form öffentlicher WLAN Hotspots. Eine echte Revolution, aber anders, als erwartet. Nicht die von vielen Regimekritikern erhoffte und von der Regierung befürchtete Welle unzensurierter ausländischer Nachrichten prasselte auf das Land ein, um eine neue Revolution zu beschwören, sondern die sozialen Netzwerke. Die Menschen

wollten kommunizieren, raus aus der Isolation. Rührende Szenen spielten sich ab, unter den Hotspots an der Straßenecke, wo ganze Familien unter Tränen erstmals mit den Verwandten in Miami Videotelefonate führen konnten.

#### VI. Der Maßstab der Realität

Bewirkt hat dies eine echte Veränderung des Stadtbildes, zumindest in Havanna. Die Restauration der Altstadt ist weiter vorangeschritten. Allerdings auch nur dort. Der Rest der Stadt und des Landes verfallen weiter.

Besitz ist nach wie vor Kubanern vorbehalten, doch als Ausländer kann man dies durch Heirat umschiffen. Wie viel Geld so tatsächlich von außen einfließt, ist unbekannt. Es gibt Indizien, dass ein großer Teil der Immobilien über kubanische Stroh-Verwandte längst in amerikanisch-exilkubanischen Händen ist. Auf diesem Sektor geht der Goldrausch weiter.

Der Aufbruch Obamas dagegen war wohl nur ein Strohfeder. Große Gesten, doch der eigentliche Annäherungsprozess scheiterte bislang am komplexen „Klein-Klein“, und nicht zuletzt an Donald Trump. Er hat einige Erleichterungen wieder zurückgenommen, vor allem, was das Reisen angeht. Schnelle, auch eher symbolische Maßnahmen, an jene Klientel daheim gerichtet, die das Regime hasst und vom Prinzip Wandel durch Annäherung nichts hält. Eine kohärente Strategie ist dagegen nicht erkennbar, wie so oft bei Trump. Desinteresse scheint das überwiegende Leitbild der gegenwärtigen Beziehungen zu sein. Auch der neue Staatschef, Miguel Diaz-Canel, der in erster Linie als Apparatschik gilt, hat bisher noch nicht klar erkennen lassen, was er mit Kuba vorhat.

Die Folgen sind gravierend. Die Euphorie in Kuba ist verfliegen. Der Geldfluss geht zurück. Mit dem Zusammenbruch Venezuelas hat Kuba den letzten starken Partner verloren. Das Regime steuert innenpolitisch wieder stärker gegen. Zwar will man die Öffnung nicht aufgeben, aber es gilt nun erst recht, die Kontrolle zu behalten. Gegen Regimekritiker wird hart vorgegangen. Für Journalisten ist es schwerer geworden, von dort zu berichten. Genehmigungen werden kaum noch erteilt. Kollegen berichten, dass immer öfter Aufpasser der Pressebehörde CPI auftauchen und aktiv eingreifen, Interviewpartner einschüchtern, Teams mit Ausweisung bedrohen. Unseren Film könnten wir heute so wahrscheinlich nicht mehr machen.

Insofern sind unsere Eindrücke von der Drehreise im Kern aktuell. Die Kubaner müssen sich weiter irgendwie arrangieren, improvisieren. Die Führung kämpft ums Überleben des alten Apparates, weiß aber, dass dazu Reformen notwendig sind, die diesen gleichzeitig gefährden. Das erklärt die zuletzt wieder stärkeren Repressionen bei gleichzeitigem Aufwand im privaten Sektor. Gleichzeitig dürfte der Goldrausch, der Ansturm auf die Immobilien, eine Eigendynamik entwickeln, die nicht mehr aufzuhalten sein wird. Die Ungleichheiten nehmen zu.

Am Schluss unseres Filmes zog Tommy, ein ehemaliger Ballettstar, der, geschützt durch Ruhm und Alter, so offen sprach, wie kein anderer, das traurige Fazit, dass in Kuba „tropicaler Surrealismus“ herrsche. Eine „Insel aus einer anderen Zeit“ eben. Oder besser: Eine Insel, auf der sich mehrere Zeiten in einem Kollisionskurs aufeinander zubewegen. Je nach Tempo und Art des absehbaren Wandels scheint dabei keineswegs sicher, dass alles so gemächlich und friedlich bleibt, wie wir und die meisten Kubaner die Insel gerne sehen würden. □